

Freundesbrief



Arnsberg (Westf.), Juni 1956, Heft 5

Für die Freunde der Evangelischen Akademie

Rheinland / Westfalen — Haus Ortlohn

FREUNDESBRIEF

DER

EVANGELISCHEN AKADEMIE

RHEINLAND - WESTFALEN

HAUS ORTLOHN

JUNI 1956

HEFT 5

Der Schnitt auf der Titelseite zeigt das neue Gebäude unserer Akademie „Haus Ortlohn“ in Iserlohn. Er wurde von Wolfgang Fräger gestaltet.

Die Einheit der Evangelischen Akademie

Seit dem 15. Februar 1956, einem Tag, an dem die Winterkälte ihren Höhepunkt erreichte, zog unsere Evangelische Akademie aus dem alten Haus Hemer, in dem wir über 5 Jahre zu Gaste waren, in das eigene Gebäude nach Iserlohn, Baarstraße 59. Unsere alten Freunde, die Haus Hemer kennengelernt haben, müssen sich erst an die neuen Räume und die neue Atmosphäre in Iserlohn gewöhnen. Wir danken der Kirchenleitung von Westfalen, daß sie uns den Bau und die Einrichtung des neuen Hauses gewährt hat.

Die Einweihung fand am 26. Februar bei strahlendem Sonnenschein statt. Schwer lastete der Schnee auf den großen Blautannen unseres Parkes. Nach einem Gottesdienst in der schönen Iserlohner Stadtkirche begann der Festakt in der Akademie. Herr Präses D. Wilm hielt einen Eröffnungsgottesdienst in unserer kleinen Hauskapelle. Herr Vizepräsident D. Lücking begrüßte die zahlreichen Ehrengäste des Staates, der Wirtschaft und der Parteien sowie der befreundeten Kirchen und Evangelischen Akademien. Herr Direktor D. Eberhard Müller von Bad Boll legte in seinem Festvortrag über das Thema: „Der Auftrag der Evangelischen Akademien nach den ersten zehn Jahren ihrer Tätigkeit“ die Bedeutung der Evangelischen Akademien dar. — Wir berichten an anderer Stelle in diesem Heft darüber. — Im Anschluß an den Festakt fand eine erste Tagung statt, die sich mit der Aufgabe der Christenheit angesichts des zerteilten Deutschlands beschäftigte. Herr Präses D. Kreyssig regte die Akademie an, der Brüder aus dem Osten durch eine Schweigeminute bei jeder Tagung zu gedenken. Herr Fabrikant Neumann, der Vorsitzende des Deutschen Industrie-Instituts, sprach von der bedeutsamen Rolle der Wirtschaft für die Einigung Deutschlands, und Frau Oberkirchenrat Dr. Schwarzhaupt beschloß die erste Tagung mit einem Referat über die Frau und die Einheit Deutschlands. Dieser ersten Tagung sind nun schon viele andere Tagungen gefolgt. Ungefähr 1000 Gäste sind im Laufe der ersten drei Monate durch das neue Akademiegebäude hindurchgegangen und haben sich dort wohlgeföhlt.

Die Freunde, die unsere Akademie besuchen, werden drei Gebäude kennenlernen: die Kapelle, das Gästehaus und das Vortragshaus. An dieser Stelle soll sichtbar werden, daß die Akademie eine Einheit ist.

Theodor Litt spricht in seinem bedeutsamen Buch: „Das Bildungsideal der deutschen Klassik und die moderne Arbeitswelt“ (Bonn 1956) von der Zweiteilung unserer Existenz: „Es sei zuzugeben, daß das Leben des modernen Menschen in weitestem Umfang durch Mächte beschlagnahmt und durch Einrichtungen überbaut sei, denen er nicht dienen könne, ohne seine ‚Persönlichkeit‘ hinter den Zwang von sachlichen Forderungen zurücktreten zu lassen. Aber da dem nun einmal so sei, so komme eben alles darauf an, den Kreis der nicht zu umgehenden Sachansprüche nach Möglichkeit einzuschränken und besonders darüber zu wachen, daß man nicht diesen persönlichkeitsfremden Gewalten mehr von seiner Seele überlasse, als zur Ausführung des unweigerlich zu Entrichtenden nötig sei. Je besser es gelinge, das Ganze des in ihrem Dienste zu Leistenden an die Peripherie des Daseins zu verbannen und den Kern des Menschen von diesem subalternen Treiben freizuhalten, um so eher werde es möglich sein, dem Selbst eine innere Zone zu reservieren, in der es, unabgelenkt durch das Hineinreden des ihm Fremden und Äußerlichen, zu jener Vollkommenheit heranreifen könne, die erst dem Wort ‚Persönlichkeit‘ die rechte Erfüllung gebe. Die ‚pädagogische Provinz‘ erlebt als abgesonderter Bezirk der seelischen Wirklichkeit ihre Auferstehung.“

Theodor Litt fährt fort: „Der moderne Mensch entschließt sich zu einer Daseinsform, die einer ihrer Verfechter nicht übel als Doppelleben bezeichnet habe. Die Zweiteilung der menschlichen Welt, der Dualismus der hier und der dort zu übenden Praktiken und zu befolgenden Maximen, der Dualismus von Seele und Sache, Geist und Geschäft, Poesie und Politik: das sind Vorstellungen, die im Gemüt gerade der Maßgeblichen eine überaus folgenreiche Herrschaft nur zu lange ausgeübt haben.“ Theodor Litt fordert die Einheit von Bildung und moderner Arbeitswelt, da es ein irriger Kurzschluß sei, man könne auf die Dauer verschiedene Leben nebeneinander her leben. Das der Verwahrlosung anheim-

gegebene „Äußere“ und das für die Bildung reservierte „Innere“: beide verharren nicht in der verordneten Isolierung, sondern durchdringen sich zu einem Gesamtgeschehen, in dessen trübem Strudel die Bildung am sichersten untergeht.

An dieser unseligen Teilung des Menschen in verschiedene Bezirke ist — das müssen wir aus den Erkenntnissen der Evangelischen Akademie heraus sagen — die Evangelische Kirche nicht ganz unschuldig. Ihre Schuld besteht darin, daß sie sich nicht mit Energie gegen die Aufspaltung im vergangenen Jahrhundert gewandt hat. Erst die Barmer Bekenntnissynode 1934 hat bedeutsam gesagt, daß die Botschaft von der Rechtfertigung des Sünders zugleich den Anspruch Gottes auf die gesamte Welt in sich schließe. Diese Erkenntnis ist für die Arbeit der Evangelischen Akademien von grundlegender Bedeutung. Immer wieder wird den Evangelischen Akademien die Frage vorgelegt: Beschäftigt ihr euch nicht mit Fragen, die euch im Grunde nichts angehen? Begebt ihr euch nicht auf ein Gebiet, auf dem ihr bestenfalls dilettieren könnt? Die Evangelischen Akademien proklamieren die Einheit des Lebens unter der Herrschaft Christus. Darum gehören Kapelle, Gästehaus und Vortragsaal zusammen. Was bedeutet das?

Die Kapelle, welche den ganzen Tag geöffnet ist, ist die Brunnenstube, in der die Quellen der Evangelischen Akademie fließen. Unsere Iserlohrner Kapelle besitzt eine kleine Orgel, die wir häufig zu Orgelkonzerten benutzen können. Am Sonntag wird hier das Wort Gottes verkündigt.

Unser Gästehaus enthält 60 Betten in Ein- und Zweibett-Zimmern. Die Zimmer sind so eingerichtet, daß sich unsere Gäste dort wohlfühlen können.

Das Haupthaus enthält einen Vortragssaal für 60 Personen, Musikzimmer, Lese- und Schreibzimmer sowie Frühstückszimmer und Eßsaal. Auch die Bibliothek ist dort untergebracht. Wir glauben, daß alles so praktisch eingerichtet ist, wie es bei dem Umbau eines alten Hauses möglich war. Kapelle und Gästehaus sind neu gebaut worden. Die Küche ist mit allen modernen Einrichtungen versehen. Dieses Haupthaus dient auf unsern Tagungen zu Vorträgen und musikalischen Veranstaltungen. Hier sollen

die Fragen des täglichen Lebens in freimütiger Aussprache behandelt werden. Von hier aus gehen Resolutionen an die Presse und an den Rundfunk. Hier findet auch das Gemeinschaftserleben in kulturellen Veranstaltungen seine Stätte. Kapelle, Gästehaus und Haupthaus stellen sichtbar die Einheit der Evangelischen Akademie dar und wollen symbolhaft an jener Einheit mitwirken, die uns verlorengegangen ist, weil uns die Einheit der Herrschaft Jesu Christi in Verlust geraten ist.

Unsere Akademie hat in den vergangenen Wochen eine große Zahl von hilfreichen Freundesgrüßen erhalten, die es uns ermöglicht haben, einige Anschaffungen zu machen, zu denen wir sonst nicht gekommen wären. Unsere Küche hat einen Starmix erhalten; der Vortragssaal ist mit einer Uhr ausgestattet worden; das Schreibzimmer hat Möbel erhalten, die unsern Gästen dienen sollen. Heute, da ich diese Zeilen niederschreibe, um unsern Freunden zu danken, daß sie uns so freundlich mitgeholfen haben, sind wir in den Besitz eines wertvollen Bildes gekommen, das wir ebenfalls der Güte unserer Freunde verdanken. Viele unserer Gäste werden sich des afrikanischen Negerprofessors erinnern, der im vorigen Jahr bei uns weilte. Professor Sam Ntiro hat seine Studien als Stipendiat des Britischen Empire in London abgeschlossen und kehrt in den nächsten Wochen als Professor für Kunstgeschichte an die Universität in Tanganyika in sein Heimatland zurück. Er sandte uns heute ein Bild aus seinem Volkstum, das kürzlich im englischen Fernsehen besprochen worden ist: Der Häuptling eines Stammes am Kilimandscharo spricht zu seinen Leuten. In einem lichten Walde auf den Berghöhen Ostafrikas steht der Häuptling unter seinem Volk, dessen schwarze Köpfe ihm zugewandt sind, und das mit seinen bunten Tüchern und Farben inmitten der hellen Landschaft einen seltsamen Kontrast darstellt. Unser Negerfreund hat mit dem Bild nicht nur eine Szene aus seinem Volksleben dargestellt, sondern uns ein symbolhaftes Bild der Gemeinde Christi in der Welt geschenkt, die auf die Stimme ihres Herrn lauscht und die aus Menschen aller Farben, aller Rassen und aller Berufe zusammengesetzt ist. Die Einheit der Akademie gründet in dem einen Herrn der Kirche. Nur in Ihm

ist die Einheit der Welt und des zerspaltenen Menschen wieder zu finden.

Zum Schluß sei unsern Freunden noch mitgeteilt, daß der Stab unserer Akademie sich um zwei Mitarbeiter vermehrt hat. Am 1. April 1956 ist Frau von Eisenhart-Rothe als Sekretärin in den Dienst des Akademieleiters eingetreten. Am 25. April hat Fräulein Lodewig die Nachfolge von Fräulein Quandt angetreten, deren Weg nach Nordirland führt. Wir danken der scheidenden Wirtschaftsleiterin für alle Dienste, die sie in den vergangenen arbeitsreichen Monaten des Umzugs geleistet hat. Wir wünschen unserer neu eingetretenen Sekretärin für ihre Arbeit Gottes Segen. Am 1. April sind neu in unsern Dienst getreten 3 Haustöchter und 4 Haushaltslehrlinge, die in unserm Gärtnerhaus ihre Heimstätte gefunden haben. Unsere Jugendsekretärin Rica Goedecke ist ernstlich erkrankt und unterzieht sich zur Zeit einer Kur. Wir wünschen ihr gute Besserung.

Allen unsern nahen und fernen Freunden senden wir herzliche Grüße und bitten sie, unser neues Heim in Augenschein zu nehmen. Sie sollen uns herzlich willkommen sein.

Mit freundlichem Gruß

Studienleiter Pastor W. Becker.

Wesen und Aufgabe Evangelischer Akademiearbeit

Auszüge aus einem Vortrag, den der Vorsitzende des Leiterkreises der Evangelischen Akademien in Deutschland, Pfarrer D. Dr. Eberhard Müller (Bad Boll), bei der Eröffnung von „Haus Ortlohn“ in Iserlohn hielt.

Die Evangelischen Akademien sind Stätten des Gespräches; darin stehen sie in der platonischen Tradition. Sie sind Orte der Bezeugung der christlichen Botschaft; das ist ihr christliches Erbe. Und sie sind Ausgangspunkte einer Sozialdiakonie der Kirche und der staatsbürgerlichen Integration; dieser Auftrag ergibt sich aus der besonderen Situation des zwanzigsten Jahrhunderts. Keine dieser drei Seiten der Akademie ist denkbar ohne die andere, es sei denn, man mache aus der Akademie grundlegend etwas anderes als das, was sie nach ihrem Namen, ihrer kirchlichen Bestimmung und ihrer Entwicklung geworden ist.

Überall, wo christliche Weisungen für das Leben ohne wirkliche Kenntnis der Lage, in der sich die Menschen befinden, sozusagen als unabänderliche Dienstvorschriften, verkündet werden, da ist der kirchliche Auftrag gefährdet. Die christliche Kirche soll Menschen in eine Gemeinschaft von Menschen, ja in eine Partnerschaft der Liebe mit Gott führen. Darum kann in der Kirche nie christlich gepredigt werden, ehe die, denen gepredigt wird, vorher in einer christlichen Weise verstanden sind. Es kann kein Zweifel darüber sein, daß es in der Geschichte der Kirche noch nie eine Epoche gegeben hat, in der der Wunsch des Predigers, die Menschen, denen er predigt, zu verstehen, bevor er zu ihnen redet, so schwer zu erfüllen gewesen ist wie heute. Aber es hat auch noch nie in der menschlichen Gesellschaft ein so vitales Bedürfnis wie heute bestanden, daß für die Botschaft der Liebe eine solche Brücke zwischen den Menschen, die sich nicht mehr verstehen, gebaut wird. An diesem, wie wir glauben, Brennpunkt der Auseinandersetzungen um die Zukunft der Kirche, ja der ganzen heutigen Welt, hat die Evangelische Akademie ihren Dienst zu tun. Es ist nicht ihr erstes Anliegen, verstanden zu werden. Ihr erstes Anliegen ist vielmehr, zu verstehen. Weil sie glaubt, daß dies allein der christliche Weg ist, Menschen zu begegnen. Die Kirche hat das nachzuvollziehen, was der Geist Gottes zuvor getan hat: Sie hat dem Wesen des barmher-

zigen Gottes nachzuleben, der, ehe er Menschen in seinen Dienst ruft, über sie sagt: „Ich habe gesehen das Elend meines Volkes in Ägypten und habe ihr Geschrei gehört über die, so sie drängen. Ich habe ihr Leid erkannt und bin herniedergefahren, daß ich sie errette.“ Weil es eine Entstellung des biblischen Gottesbildes wäre, wenn die Kirche sich keine Zeit nehme, zu verstehen, und nur noch selbst verstanden sein wollte, darum glauben wir, daß heute der Kirche nichts so not tut, wie Brücken des Gesprächs in die differenzierten Bereiche der arbeitsteiligen Gesellschaft. Der Befehl Christi, „Geht hin in alle Welt“ bedeutet deshalb heute in erster Linie das Hingehen in jene Bereiche des gegenwärtigen Lebens, welche die Kirche bisher nicht verstanden und folglich auch nicht wirklich angesprochen hat.

Jeder denkende Mensch weiß, daß diese Aufgabe von einem einzelnen Pfarrer nicht bewältigt werden kann. Für den Hirten einer Gemeinde würde eine unerträgliche Überlastung entstehen, wollte man ihm heute die Verpflichtung auferlegen, alle die Bereiche der Menschen zu verstehen, hinter denen die Glieder seiner Gemeinde ihre tägliche Arbeit verrichten, in denen sie versucht und angefochten werden. Darum sind aber nun die Akademien da als eine kirchliche Einrichtung, die von der Kirche in die verzweigten Bereiche der modernen Gesellschaft ausgesandt wurde, um den Menschen zu verstehen und um sie zum gegenseitigen Verständnis zu bringen. Das von ihr gepflegte Gruppengespräch über die weltlichen Bereiche des modernen Lebens hat sich in den letzten zehn Jahren in der Tat als ein Mittel erwiesen, der Kirche zu helfen, Kirche zu bleiben, denn dieses Gespräch hat es ermöglicht, daß Menschen, die über die Nöte ihres Alltags nur noch in dienstlichen Zusammenhängen zu sprechen gewohnt sind, nun auch außerhalb ihrer Arbeit bereit sind, nämlich im Wirkungs- und Sehbereich der Kirche, sich über das, was sie beschäftigt, auszutauschen.

Diese weltlichen Gespräche sind keine Vorstoßarbeit, nicht lediglich eine methodische Annäherung der Kirche; sie sind erst recht nicht ein kirchliches Allotria; sie sind vielmehr ein Stück des Vollzugs der Inkarnation Gottes in der Kirche und in der Welt, oder sie sollten es wenigstens sein. Denn

der Gott der Liebe betrachtet die Wirrnisse, in denen Menschen verstrickt sind, nicht aus olympischen Höhen. Er will sie in der Gestalt seiner Kirche sehen und hören, er will auch in Gestalt der Kirche helfen und trösten, aufrichten und zurechtweisen. Darum gehört auch schon dieser Dienst der Akademien, der Dienst des Gesprächs im weltlichen Raum, zu ihrem zentralen Dienst der Ausbreitung der Herrschaft Gottes.

Bei den Berufstagungen hat sich herausgestellt, daß die brennendste Not nicht in der Frage besteht, was man tun, was man denken und vielleicht nicht einmal in der Not, was man glauben soll, sondern vielmehr in der Frage, wie das, was man eigentlich sollte, zu einem heute erreichbaren Ziel werden kann. Diese Frage trat am deutlichsten bei den Gesprächen über die Probleme der industriellen und der bäuerlichen Wirtschaft in Erscheinung. Denn in der Entlarvung sozialer und wirtschaftlicher Mißstände pflegen sich die Kenner meistens sehr schnell einig zu sein. Die Gefahr unserer Akademietagungen besteht nun in der Regel darin, daß die anwesenden Menschen es schon für eine christliche Tat halten, über die ihnen sichtbaren Formen der wirtschaftlichen Raserei gemeinsam zu klagen. Im Eingeständnis der eigenen Ohnmacht, daran etwas zu ändern, meint man dann oft, auch schon ein moralisches Alibi gefunden zu haben.

Dieser Gefahr kann nur begegnet werden, wenn es den Akademien gelingt, das Gespräch mit den einzelnen Verantwortungsbereichen des modernen Lebens solange weiterzuführen, bis nicht nur wünschbare Ziele, sondern gangbare Wege der Verwirklichung erkannt sind. Das bedeutet, daß jeder dafür erweckt wird, nicht nur aufgezeigte Tatbestände wie ein tragisches Schauspiel zu betrachten und zu kritisieren, sondern nach der Rolle zu fragen, die ihm selbst in diesem Spiel bestimmt ist oder zufallen sollte. Mit der Erfüllung dieser Aufgabe stehen die Evangelischen Akademien erst am Anfang.

Von der scheinbar spielerischen und nebensächlichen Frage der Mode bis zu dem todernsten Schicksalsproblem der Verhütung eines Krieges spannte sich der Kreis der Themenstellungen, die in den Problemtagungen erörtert wurden. Diese Problemtagungen sind unerläßlich für den Dienst der

Akademien. Sie sind nicht, wie die Vorstöße in die Berufswelt, der Anfang eines Weges, der konsequent zu Ende verfolgt werden könnte, sie zeigen lediglich wichtige Stationen auf dem Wege der Klärung bestehender großer Fragenkomplexe. Falls sich die Akademien auf die fortlaufende Kette solcher Problemtagungen beschränken sollten, dann werden sie, fürchte ich, in der Geschichte unserer Kirche genauso eine Episode sein, wie einzelne Tagungen ein einmaliges Ereignis im Leben der teilnehmenden Gäste sind. Einen entscheidenden Dienst der Verbindung zwischen Kirche und Welt werden die Akademien auf die Dauer aber nur tun können, wenn es ihnen gelingt, auf Grund solcher Gespräche mit einzelnen Bereichen des modernen Lebens einen dauernden Kontakt zu unterhalten und in seine einzelnen Verzweigungen immer weiter vorzustößen. Nur dann wird es auch gelingen, die Gefahr der Unverbindlichkeiten, die jedem menschlichen Gespräch anhaften, von sich fernzuhalten. Ob die Akademie zur Pflege und konsequenten Ausnützung der gewonnenen Kontakte in der Lage sind, wird allerdings in manchen Fällen weniger von den Akademien selbst, als von denen abhängen, die ihre personellen und wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten bestimmen, denn der Aufbau eines laufenden Gesprächskontaktes erfordert ein weitaus größeres Maß an Kräfteinsatz, als es bei den meisten Akademien bisher der Fall ist. Wenn es den Akademien aber gelingt, mit einzelnen Bereichen der modernen Gesellschaft in einen dauernden Gesprächskontakt zu kommen, werden sie nicht nur der Kirche, sondern vor allem auch zur wirklichen Lösung mancher aktuellen Probleme beitragen.

Das Schicksal unserer abendländischen Gesellschaft hängt an der Frage, ob es ihr gelingt, in den Bereichen unseres gesellschaftlichen Lebens zu einem vertrauensvollen Zusammenspiel der Gruppen zu kommen. Wo dieses Zusammenspiel der Kräfte nicht mit dem Mittel der Verständigung und daher letztlich nicht mit den Mitteln des Gesprächs erreicht wird, dort wird sie früher oder später ein Opfer des totalen Staates. Es sind heute schon Teilbereiche unseres Lebens von dem Dirigismus des totalen Staates bedroht; denn überall dort, wo der große Kreis der Mitarbeiterschaft nur ein ausführendes Organ ist, das von einem Direktorium

oder sogar nur von einem einzelnen Direktor geleitet wird, breitet sich solcher Totalitarismus sehr schnell in seinen Anfängen aus. Es ist unmöglich, das politische Leben eines Volkes nach demokratischen Regeln zu gestalten, wenn die Bereiche der Arbeit vom Geist des Kollektivismus und Dirigismus beherrscht sind. Was wir brauchen, das sind lebensfähige Zellen verantwortungsbewußter, freier Menschen, die zu einem einheitlichen Handeln nicht durch Befehle, sondern durch Verständigung gebracht werden. Da ist die Voraussetzung für den Fortbestand eines christlichen Menschenbildes der industriellen Gesellschaft. Denn nur dort, wo die Kunst der Verständigung geübt und zur Meisterschaft gebracht wird, kann die Aufgabe gelöst werden, daß der einzelne Mensch ein persönlich verantwortliches Wesen bleibt, ohne daß zugleich das exakte Funktionieren des Zusammenspiels aller gefährdet wird. Die entscheidende Krise der östlichen Welt, die sie uns entgegenhält, besteht in der Behauptung, daß ein Funktionieren des Apparates der industriellen Gesellschaft auf der Basis eines christlichen Menschenbildes auf die Dauer gar nicht möglich sei. Dieser Zweifel der östlichen Welt wird recht behalten, wenn wir nicht in einer ganz anderen Weise als bisher lernen, jeden einzelnen Menschen und jede einzelne Gruppe der Gesellschaft zu befähigen, an der Originalität ihres Wollens festzuhalten und sich doch gleichzeitig dem Zusammenspiel aller reibungslos einzuordnen. Das ist zweifellos nicht nur eine Frage der Gesprächstechnik! Die Kunst der Gesprächsvermittlungen, die in den Evangelischen Akademien geübt wird, ist überhaupt viel weniger eine technische, als — sagen wir — eine atmosphärische Angelegenheit. Wenn Menschen zu dem Prozeß eines gemeinsamen Denkens gebracht werden sollen, müssen sie nicht nur über die Technik einer Verständigung verfügen, sondern vor allem über die Bereitschaft, zinander als Menschen an- und ernstzunehmen.

Jede einzelne Tagung der Akademien steht deshalb unter der kritischen Frage, ob ihre Gespräche nur eine routinierte technische Gedankenvermittlung sind oder ob in ihnen tatsächlich etwas von der Gottesliebe durchscheint, die in Christus zur vollen Klarheit in dieser Welt gekommen ist. Darum hängt in den Ev. Akademien, auch bei dem scheinbar

weltlichen Teil ihrer Gespräche, das Gelingen oder Mißlingen stets davon ab, ob ihre Arbeit getragen ist von dem Erbe unserer Väter, das in Jesus Christus seinen Anfang genommen hat.

Wenn nicht alles täuscht, so ist den Evangelischen Akademien im zweiten Jahrzehnt ihrer Arbeit die Verpflichtung auferlegt, ihren Dienst in den beruflichen und sozialen Gruppen unseres Volkes, der bisher fast ausschließlich auf Landesebene geschieht, auf die Ebene der kirchlichen Bezirke und Gemeinden zu übertragen. Diese Übertragung ist aus zwei Gründen nötig. Einmal deshalb, weil der Gesprächskontakt, der in den Evangelischen Akademien mit Tausenden von Menschen angeknüpft wird, fast regelmäßig auf dem Wege zur Gemeinde abreißt. Und zum anderen, weil viele und oft gerade die entscheidenden Fragen erst dort auftauchen und vor allem auch gelöst werden können, wo sich die Arbeitswelt praktisch vollzieht. Die Vollendung einer kirchlichen Brücke zwischen Berufswelt und Arbeitswelt ist schließlich auch um der kirchlichen Wohngemeinden selbst und um ihrer Pfarrer willen erforderlich.

Der Befehl Christi an seine Jünger, hinzugehen in alle Welt, und der Wille Gottes, daß sein Wort Fleisch wird in dieser Welt, machen in der modernen Gesellschaft eine soziologische Einpassung der Kirche in die Welt der Gegenwart zur unabweisbaren Notwendigkeit. Die Kirche wird in den kommenden Jahrzehnten in weit größerem Umfang als bisher die Menschen wieder dort aufsuchen müssen, wo sie von Jesus Christus aufgesucht wurden, nämlich an der Stelle, wo ihr Herz ist, an dem Ort, an dem sie ihre Arbeit verrichten. Jesus hat Matthäus im Zollhaus und Simon beim Fischfang gerufen. Er hat mit seinen Gleichnissen die Menschen an der Stelle gepackt, an der ihre Gedanken zu Hause waren. Darum wird die Kirche, je mehr sie den modernen Menschen in seinem Wesen kennenlernt, ihm auch um so mehr in die Bereiche nachgehen, die außerhalb der Ortsgemeinden liegen. Ist es doch heute so, daß viele Menschen ihre Gedanken ganz woanders haben als dort, wo sie schlafen, wohnen und mit der Familie zusammenkommen. Es ist die Aufgabe der Evangelischen Akademien, der Kirche in der Bewältigung dieser Aufgaben zu dienen.

Das innere und äußere Reich der Frau

Bericht einer Tagungsteilnehmerin

Was viele Frauen längst bewußt oder unbewußt empfinden, das zeigte sich auch auf der Frauentagung, zu der die Evangelische Akademie wieder einmal eingeladen hatte. Es zeigte sich, daß an die Frau von heute erhöhte Ansprüche bisher nicht gekannten Ausmaßes gestellt werden; aber auch das andere, daß die Frau von heute doch noch sehr an sich arbeiten muß, wenn sie all diesen neuen Anforderungen, die das 20. Jahrhundert für sie bereithält, einigermaßen gerüstet entgentreten will. Und noch etwas anderes verdeutlichte unser fünftägiges Gespräch, nämlich, daß wir auf die Dauer nicht nur die Vorteile der gewonnenen Gleichberechtigung für uns nutzbar machen dürfen, sondern nun auch — mehr als bisher — die aus diesem Gesetz erwachsene allgemeine Verantwortung und Verpflichtung gegenüber Staat und Gemeinschaft übernehmen müssen.

Die Anforderungen, die heute an uns herantreten, kommen von sehr verschiedenen Seiten, was ein Zurechtfinden darin zwangsläufig noch schwieriger macht. So sprach eine Bundestagsabgeordnete zu uns über die staatsbürgerliche Verantwortung der Frau, die diese mit der Erwerbung des aktiven und passiven Wahlrechtes übernommen hat, der sie jedoch nur in den wenigsten Fällen wirklich nachkommt. Sie führte uns Hausfrauen, Berufstätigen, Arzt- und Pfarrfrauen und sozialen Helferinnen sehr eindringlich vor Augen, daß es in steigendem Maße an Frauen fehlt, die sich für Aufgaben im öffentlichen Leben und eben besonders auch auf politischem Gebiete zur Verfügung stellen, sei es nun als Mitarbeiterinnen im Bundestag — es gibt deren nur 46 —, sei es auf Landes- oder kommunaler Ebene. Eine solche Mitarbeit sei dringlichstes Gebot der Stunde, denn wo die Frau als Mitwirkende, Mitgestaltende und Mitverantwortliche nicht vertreten sei, dort könne man schlechterdings auch nicht erwarten, daß ihre besonderen Wünsche und Erfahrungen berücksichtigt werden. Die Mitarbeit lohne sich, wenn sie sich auch für die Nichtbeteiligten vielfach im Verborgenen vollziehe. Man möge nur einmal an die entschei-

denden Beiträge denken, die von Frauen zur Kriegsopferversorgung und bei der Beratung der Wehrgesetzgebung geleistet worden sind!

Weiterhin mangelt es nicht nur in den zahlreichen kulturellen und karitativen Organisationen und Institutionen sowie im kirchlichen Bereich an der mitwirkenden und mitgestaltenden Frau, sondern vor allem auch auf der höheren Verwaltungsebene. Von all den Frauen, die z. B. in der Bundesverwaltung tätig sind, arbeiten 81,7 % in untergeordneten Stellungen, nur 14,7 % im mittleren und ganze 1,7 % im gehobenen Dienst, der allein eine direkte Einflußnahme garantiert. Das sind bedenkliche Zahlen! Auch die Vorstellung, daß doch die 6 Millionen berufstätiger Frauen in der Bundesrepublik in ihrer Gesamtheit einen nicht unwesentlichen Einfluß auf Staat und öffentliches Leben ausüben müßten, verflüchtet sich bei näherer Betrachtung. Denn ein Blick auf die Art ihrer Beschäftigung belehrt einen sehr schnell, daß der überwiegende Teil dieser 6 Millionen gleichfalls in recht subalternen Positionen tätig ist, 56 % allein ohne besondere eigene Verantwortung in den kaufmännischen Berufen, also eine Arbeit verrichtet, von der keine wesentlichen Impulse für das Gesamtleben des Volkes zu erwarten sind. Daß jeder 3. berufstätige Mensch in der Bundesrepublik eine Frau ist, besagt oder verspricht unter solchen Gesichtspunkten also zunächst noch nicht sehr viel!

Auf der ganzen Linie also, das wurde uns klar, der Ruf nach der — wohlgemerkt verantwortlich — mitarbeitenden Frau. Es ist ein Ruf, der von Frauen an uns gerichtet wird, die nun schon lange in diesem Sinne aktiv sind und sich immer mehr als Einsame fühlen, weil sie den nicht unberechtigten Eindruck haben, daß die weibliche Jugend nicht im notwendigen Maße bereit ist, der älteren Generation zu folgen. Dieser eindringliche Appell wäre nun auch bereitwilliger und widerspruchsloser aufgenommen worden, wenn er nicht das eigentliche Dilemma der Situation der heutigen Frau aufgezeigt hätte. Denn es werden heute ja auch von einer anderen Seite erhöhte, ja höchste Anforderungen an die Frau gestellt, nämlich von der Familie.

Es genügten schon ein paar konkrete Beispiele, um zu verdeutlichen, welche entscheidende Rolle uns heute in der

Familie zukommt, in einer Zeit der zentrifugalen, also auseinander- und voneinander fortreißenden Kräfte. So wurde darauf hingewiesen, daß eigentlich nur noch die Frau in der Lage ist, als bewahrendes Element für die Familie und ihren Zusammenhalt wirksam zu werden und das beieinanderzuhalten, was in Gefahr ist, durch die berufliche Überbeanspruchung des Mannes, durch die vielseitigen außerfamiliären Interessen der Kinder auseinanderzuberechnen: ich meine die Familie als Lebenseinheit. Auch ist offensichtlich, daß wir heute als Ehefrauen mehr denn je gefordert sind, als Ehepartnerin eines Mannes, dessen Denken immer mehr um Dinge außerhalb der Familie kreist und der sich heute ganz anderen, viel tiefgreifenderen Ansprüchen aus seiner Umwelt gegenüber sieht. Schließlich kommt hinzu, daß sich auch die elterliche Erziehungsaufgabe an den Kindern mehr und mehr auf die Frau und Mutter verlagert, ja weithin schon vollends auf sie übergegangen ist.

Es sind also viele, fast zu viele Ansprüche, die an uns Frauen gestellt werden, und vor allem sind es Anforderungen, die sich nicht so ohne weiteres miteinander verbinden lassen. Unser Gespräch erwies vielmehr, daß das äußere Reich der Frau, also ihre Verantwortung in Staat und Gemeinschaft, und das innere Reich, also ihre Verantwortung in Ehe und Familie, kaum oder nur sehr schwer in einer für beide Seiten akzeptierbaren und gesunden Weise in Übereinstimmung zu bringen sind; es sei denn, daß man sich ständig und bewußt um den rechten Ausgleich bemüht. Und vorausgesetzt natürlich, daß man es nicht in beiden Lebensbereichen auf Halbheiten ankommen lassen will oder sich gar auf den Standpunkt stellt, die Fragen des äußeren Reiches sollten doch lieber den unverheirateten Frauen überlassen bleiben.

Dazu kam noch etwas, und gerade das machte unsere Diskussion nicht flüssiger, nämlich die Tatsache, daß diese erhöhten Anforderungen der Frau zu einem Zeitpunkt begegnen, an dem die meisten unter ihnen noch nicht das nötige Rüstzeug zu deren Bewältigung besitzen und es ihnen an Interesse und geistiger Unterbauung mangelt. Es war gewiß nicht nur für mich das Beunruhigende dieser Tagung, daß unter den Frauen angesichts ihrer Verantwortlichkeit

noch immer eine große Unsicherheit herrscht; ja, mit Verlaub zu sagen, vielfach auch Unkenntnis und vorurteilsvolles Resignieren. Um so dankbarer erkannten wir an, daß die Evangelische Akademie mit ihrer von Studienleiter Pfarrer Becker und Gertrud Oehlke geleiteten Frauentagung hier eine Hilfestellung zu bieten versucht. Diese Hilfestellung bestand freilich zunächst auch in dem unmißverständlichen Hinweis, daß zu allem, was man auch tun wolle, Sachkenntnis und gediegenes, gewachsenes Wissen alleroberte und grundlegende Voraussetzung sind. Und so war es gut, daß z. B. ein ganzes Referat dem Thema „Wie finde ich Zeit zur geistigen Weiterbildung“ gewidmet war. Denn auch hier fiel wieder auf, daß man selbst heute noch nicht unterstellen kann, daß eine Frau im Laufe eines Monats wenigstens eine ernsthafte Zeitschrift oder zumindest hin und wieder die 1. und 2. Seite ihrer Tageszeitung liest.

Zur Frage des inneren Reiches der Frau hatte die Evangelische Akademie uns nun selbst als eine kirchliche, auf dem Boden der christlichen Glaubenserfahrungen stehende Stätte etwas zu sagen. Sie tat es, indem sie Wesen und Aufgabe der Frau aus der Sicht der biblischen Botschaft beleuchtete und indem sie dieses unser Gespräch mit den eigentlichen Elementen ihrer Hilfe, mit Gottesdienst und Andachten, begleitete und versuchte, von hier aus äußere und innere Verantwortlichkeit in Einklang zu bringen. Ihr wesentlicher Beitrag jedoch bestand vielleicht darin, daß sie der Frau Mut zu ihrer Verselbständigung machte. Damit war freilich — und das war das Entscheidende — nicht eine eigennützige, sondern eine selbstlose Selbständigkeit gemeint, die nicht gegen, sondern stets für den anderen als eine höhere Form der Dienstbereitschaft in die Waagschale geworfen werden sollte.

Das Ergebnis des nun schon im zweiten Jahr veranstalteten Frauengespräches läßt sich vielleicht folgendermaßen zusammenfassen: Wir können es uns heute angesichts der prekären Familiensituation einfach nicht mehr leisten, daß die verheiratete Frau nur wegen des verlockenden Nebenverdienstes in untergeordneten Stellungen arbeitet und dabei in Gefahr gerät, eventuell auf Grund der physischen Überanstrengung ihre innere Ausgeglichenheit zu verlieren.

Andererseits aber brauchen wir nötiger denn je Frauen, die Mut, Verzichtbereitschaft und Willen aufbringen, in einflußreichen Stellungen aktiv am öffentlichen Leben teilzunehmen und somit die Gelegenheit erhalten, ihre spezifisch weibliche Sicht der Probleme zu Geltung zu bringen. An alle Frauen freilich ist der Anruf zu richten, an sich selbst zu arbeiten, damit sie fähig werden, die ihr zukommende Verantwortung zu tragen und den noch immer steigenden Anforderungen dieses Jahrhunderts gewachsen zu sein.

Dr. Gisela Heßler

Der Christ und das Tier

Wir haben im Katechismus gelernt: „Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat, samt allen Kreaturen“. Und auch in der Heiligen Schrift wird uns schon im Schöpfungsbericht gesagt, daß Gott den Menschen zum Tiere gegeben habe, damit er sehe, wie er sie nenne. Gott hat den Menschen das Tier als „stummen Bruder“ zur Seite gestellt. Wie aber steht der Mensch zum Tier? Welche Erkenntnis erwächst ihm aus der Andersartigkeit des Tieres für die Erkenntnis seines eigenen Wesens und seiner Gottesebenbildlichkeit? Zu einer solchen Besinnung hatte die Akademie nach Iserlohn eingeladen. Hans-Jürgen Schultz sprach dabei über „Der Christ und das Tier“.

Das Problem des Verhältnisses von Mensch und Mitkreatur gehört zu den stiefmütterlich behandelten, weithin ignorierten Themen unseres aufgeklärten Denkens. Theologie und Kirche bilden, obschon zu besonderer Verantwortlichkeit verpflichtet, keine Ausnahme. Sie haben — und nicht nur hier — in seltsamer Inkonsequenz und Konformität die Rolle des kultivierten Mitläufers und des geistlichen Legitimators unserer verbürgerlichten, blassen Mittelmäßigkeit übernommen. Indifferenz aber ist unwürdiger als Negativität.

In seiner bislang unabgeschlossenen Kulturphilosophie hat Albert Schweitzer unsere „Rückständigkeit“, die Gleichgültigkeit und Gedankenlosigkeit gegenüber der außermenschlichen Kreatur am deutlichsten kritisiert. Er quittiert uns mit wenigen Sätzen eine Haltung, die absolut keine Rechtfertigung zuläßt: „Wie die Hausfrau, die die Stube gescheuert hat, Sorge trägt, daß die Türe zu ist, damit ja der Hund nicht hereinkomme und das getane Werk durch die Spuren seiner Pfoten entstelle, also wachen die europäischen Denker darüber, daß ihnen keine Tiere in der Ethik herumlaufen“. „Wahrhaft ethisch“, schreibt Schweitzer, „ist der Mensch nur, wenn er der Nötigung gehorcht, allem Leben, dem er beistehen kann, zu helfen und sich scheut, irgendetwas Lebendigem Schaden zu tun. Er fragt nicht, inwieweit dieses oder jenes Leben als wertvoll Anteilnahme verdient und auch nicht, ob es auch empfindungsfähig ist. Das Leben als solches ist heilig.“ Schweitzer faßt dann alles in den Satz zusammen: „Ethik ist ins Grenzenlose erweiterte Verantwortung für alles, was lebt.“

Der Mensch hat als Gottes Stellvertreter von der Schöpfung her ein Amt an der gesamten Kreatur. Mensch und Tier können nicht beziehungslos nebeneinander existieren, sondern sind von Anbeginn zu einer lebendigen Korrespondenz bestimmt. Beim Künstler ist noch ein Rest des Wissens verblieben, daß die Kreatur auf die Begegnung mit dem Menschen wartet, ja, ihrer geradezu bedürftig ist und daß sich durch diese Begegnung eine Hilfe, eine Rückgewinnung der Eigentlichkeit vollzieht. Max Picard spricht davon, daß ein Stück Kreatur unter dem Auge des Künstlers zu sich selbst finde. Es gilt auch hier, was man von den menschlichen Beziehungen sagt: Erst das Du bringt das Ich zu seiner ursprünglichen Tiefe, erst das Mitsein gewinnt dem Sein seine sinnvolle Bedeutung. Man wird sich in unserer Theologie um die ganze Tragweite der Lehre von der Schöpfung sehr intensiv bemühen müssen, um auch in diese kaum beachtete Problematik endlich Licht zu bringen und Versuche solcher Art nicht voreilig eines suspekten Pantheismus zu bezichtigen.

Uns ist im Verlauf der vergangenen zwei Jahrhunderte das lebendige, beziehungsvolle Verhältnis zur Schöpfung mehr und mehr abhanden gekommen. Es ist der Weg von der vergewaltigenden Auflösung der Natur in abstrakte Begrifflichkeiten im achtzehnten Jahrhundert bis hin zu der Tendenz einer möglichst totalen Technisierung der Welt, durch die wir lediglich noch menschlichen Hervorbringungen, als eigentlich beständig uns selbst, nicht aber der Naturrealität in ihrer vom Menschen unabhängigen Eigenmacht begegnen. In der heutigen Situation, das heißt also am einstweiligen Endpunkt dieser Geschichte, bietet sich dem Menschen die höchst beunruhigende Möglichkeit an (und es steht dahin, ob er dieser Versuchung erliegen wird oder nicht), Gottes Schöpfung nicht, wie es seines Auftrages ist, mit der ihm zugeteilten „transkreatorischen Begabung“ fortzusetzen, sondern sie durch die entfesselte Macht des Atoms rückgängig zu machen, sie aufzulösen, sie zu entstalten, aus dem Kosmos ein Chaos zu machen.

Unser modernes, rationales, unehrfürchtiges Denken (das ja erfreulicherweise nicht nur von seiten der Philosophie,

sondern auch durch die Naturwissenschaft kritisiert zu werden beginnt) begreift die Umwelt als eine Summe oder ein System von Gegenständen und Erscheinungen, die, losgelöst vom betrachtenden Subjekt, objektiv erfaßt werden können. Dieses oberflächenhafte, etikettierende, einseitige, das Ganze verfehlende, Gewirktes vom Wirkenden abziehende Denken bemerkt nicht die in den objektiven Gegenständlichkeiten waltenden Kräfte und Mächte. Der Wald, der Himmel, das Schilfrohr, die Nacht — dieses alles ist stets mehr als die exakt beschreibbare und erklärliche Dingwelt. Es schläft ein Lied in allen Dingen. Der Mensch hat in Wahrheit nicht nur gedanklichen, sondern seinsgemäßen Anteil an allen, was um ihn herum lebt und webt.

Das Tier in der Machtzone des Menschen

Im Gang der Geschichte geriet das Tier immer ausschließlicher unter den Zwang des menschlichen Willens. Die Teilhabe des Tieres an der Entwicklung der Kultur und Zivilisation wurde nur so lange ausgewertet, wie die Maschine nicht bequemere und billigere Möglichkeiten bot. Diesen unerhörten, jahrtausendelangen Bemächtigungsprozeß in seiner ganzen Tragik zu skizzieren, ist Morus in seiner „Geschichte der Tiere“ (Rowohlt) imponierend gelungen, wenn auch seine Feder der Gefahr der Leichtfertigkeit und der Unwissenschaftlichkeit nicht entgeht und der Leser zuweilen über die fast unmodern säkulare Position des Autors erstaunt ist. Nicht als Zoologe, sondern als Soziologe ist Morus am Problem interessiert. Unter den großen Lebewesen stellt der Mensch heute die zahlreichste Spezies dar. Er hat sich die absolute Tyrannis über ganze Gebiete in der Tierwelt angemaßt. Sie ist nicht seiner Herrschaft, sondern seiner Willkür unterworfen. Durch Töten und Aufzucht bestimmt er die Menge der Tiere, durch Auslese modifiziert er ihre Eigenschaften. Es steht beispielsweise in seiner Macht, die Zahl der zwei Milliarden Landtiere, die ihm momentan zur Nahrung dienen, umgehend zu dezimieren. Das Pferd ist als Transportmittel arbeitslos geworden. Tierfreunde in England und Nordamerika schufen für die ausgedienten Droschkenpferde retirement farms (Altersheime), um ihnen eine friedliche Existenz zu sichern.

Natürlich war der Not der Überschüssigkeit auf diesem Wege keine wirkliche Abhilfe zu bringen, und so griff man kurzerhand zu einem malthusianischen Mittel: Man zog einfach weniger Pferde auf. In der kurzen Spanne zwischen den beiden Weltkriegen hat sich demzufolge die Anzahl der Pferde um den viertel Teil in der Welt vermindert. Bergengruen hat mit seinem Buch „Der letzte Rittmeister“ das dichterische Wort des wehmütigen Abschieds an die vergehende Welt des Pferdes gefunden.

Mit echtem Erstaunen liest man (gerade als Laie) Adolf Portmanns Studien (Rhein-Verlag) über die großartigen Organisationen innerhalb des tierischen Soziallebens. Das zugleich bezaubernde und interessante Kapitel über die Libellen erweist, daß das kreatürliche Leben und Treiben dem Machtbereich des Menschen denn doch noch zum Teil entzogen bleibt und sich in seiner ganzen geordneten Vielfalt außerhalb unserer Mauern abspielt.

Ganz anderer Art ist das Büchlein „Kätzchen und Katzen“ (Jakob Hegner Verlag) von dem katholischen Romancier Bruce Marshall. Er hat keinerlei naturwissenschaftliche Ambitionen, sondern sieht sich als Katzenfreund, der jede Regung der ihn umgebenden Tiere geradezu gerührt und begeistert wahrnimmt und seinen Haushalt als Asyl für streunende, ausgesetzte Katzen bereitstellt, zu zwar humorvoller, aber unnachgiebiger nichtersparender Kritik an der Unbarmherzigkeit der Leute genötigt. Seine Katzenmemoiren sind ein leidenschaftlicher Appell, unsere christliche Ethik auch auf die Tierwelt auszudehnen. Er zieht den Umgang mit Katzen dem menschlichen Verkehr, das kann er dem geschätzten Leser leider nicht verhehlen, vor.

Die biblische Sicht: Die Heilige Schrift ist für den Zusammenhang unserer Fragestellung viel aufschlußreicher, als es gemeinhin angenommen wird. Diese Aussagevielfalt kann hier nur knapp und um sehr wesentliche Aspekte verkürzt wiedergegeben werden. Vorbemerkt sei, daß die biblischen Äußerungen niemals an „naturwissenschaftlicher Richtigkeit“, sondern ausschließlich an „theologischer Wahrheit“ interessiert sind. Bei aller offenkundigen Zeitgebundenheit der biblischen Vorstellungen weisen sie doch stets über sich hinaus, so daß sie durch den Fort-

gang der Erkenntnisse und des tieferen Eindringens in unsere Weltgegebenheiten ihre Bedeutung nicht verlieren. Die Aktualität und der eigentliche, tiefe, unaufgebbare Wahrheitsgehalt (der das Verhältnis Gott und Mensch, Mensch und Gott, Mensch und Mitmensch, Mensch und Mitkreatur betrifft) sind — beispielsweise in der Schöpfungsgeschichte — gänzlich unabhängig von der Frage etwaiger naturwissenschaftlicher Stichhaltigkeit. Das Dispensiert indessen den Christen durchaus nicht von der unabdingbaren Verpflichtung, unvoreingenommen und unter Verzicht auf präformierte Ergebnisse des biologischen und tierpsychologischen Forschungsweg nachzugehen, seine Resultate zur Kenntnis zu nehmen und mit den Grundsätzen des Glaubens zu konfrontieren. Wissenschaftliche Erkenntnisse können nimmer von theologischen Postulaten abhängig gemacht werden. Der Schöpfungsbericht betont, daß alle Kreatur aus Gottes Hand hervorgeht — also nicht etwa mit ihm identisch ist, sondern seinem totalen Herrschaftsanspruch untersteht. Das Erschaffene ist nicht Gottes Wesen, sondern sein Werk. Zunächst werden die Pflanzen, sodann die Tiere ins Leben gerufen. Wenn man den Text genau beachtet, so bemerkt man, daß hier von einer schöpferischen Beteiligung der mütterlichen Erde die Rede ist; der Erde wird eine schöpferische Potenz zuerkannt. Das pflanzliche Leben hat eine Unmittelbarkeit zur Erde; aus ihr entspringt es und zu ihr fällt es wieder zurück. Auch das Tier ist seiner Lebensgrundlage nach gänzlich an die Erde gewiesen. Es empfängt seine Anlagen, seine Begabungen von unten, von der von Gott mit einer gewissen Eigenmächtigkeit ausgestatteten Natur. Im deutlichen Unterschied zu dieser Gebundenheit der Tierwelt an die Erde redet der Text anschließend von der Erschaffung des Menschen, der nun gerade in totaler Unmittelbarkeit von oben, von Gott kommt. Ihm allein wird Ebenbildlichkeit mit dem Schöpfer selbst verliehen. Sie besteht darin, Gottes Herrschaftsanspruch auf Erden zu wahren und durchzusetzen. Das Entscheidende an ihm ist also die Funktion an der außermenschlichen Kreatur. Der Mensch ist dazu beauftragt, der gesamten Tierwelt eine Bezogenheit zu Gott hin zu geben.

Aber der Mensch ist einsam, sagt der Text, Einsamkeit ist nicht gut. Er ist auf Geselligkeit hin angelegt. Er bedarf eines Gegenübers, eines Partners, der ihm „entspricht“. So hoch wird von der Gemeinsamkeit zwischen Mensch und Tier gedacht, daß die Möglichkeit auftauchen kann, die Tiere seien das gemäße Visavis, und die ganze Tragik der stummen Kreatur wird sogleich hier deutlich, wie man sich begegnet und feststellt, daß es zu der Korrespondenz, zu der Entsprechung nicht kommen kann und die Tiere, nachdem sie benannt und das heißt: dem Hoheitsrecht des Menschen unterstellt worden sind, wieder in ihren Bereich zurücktreten. Stattdessen wird dem Adam das Weib zur Seite gestellt. Die Nähe von Mensch und Tier, beide am selben Tag erschaffen, aber zugleich die Fremdheit, die grundlegende Verschiedenheit stellt uns der Schöpfungsbericht der Genesis höchst eindrucklich vor Augen.

In der prophetischen und apokalyptischen Literatur erscheinen die Tiere vielfach als Sinnbilder göttlicher und widergöttlicher Macht. Mythische Vorstellungen bringen Verwischungen mit sich, durch die der Mensch als Mischwesen gesehen wird, ohne klare Abgrenzung gegen das Tierische. Tiere dienen als Maske des Menschlichen. Es kommt auch zu seltsamen Vergötzungen der Geschöpfe. Doch dies alles stellt für uns kein akutes Problem dar.

Interessant und unübertroffen ist dagegen die Weisheit des Predigers im AT, der im 3. Kapitel (V. 19-21) seines Buches sagt: „Denn das Geschick der Menschenkinder ist gleich dem Geschick des Tieres; ein Geschick haben sie beide. Wie dieses stirbt, so sterben auch jene, und einen Odem haben sie alle. Der Mensch hat vor dem Tiere keinen Vorzug. Denn alle gehen an einen Ort; alle sind sie aus Staub geworden, und alle werden sie wieder Staub. Wer weiß, ob der Odem der Menschenkinder emporsteigt, der Odem des Tieres aber hinabfährt zur Erde?“ Aber Mensch und Tier sind nicht nur in gleicher Illusionslosigkeit und Hinfälligkeit der Sterblichkeit übereinstimmend ausgesetzt, sondern man kann bei Jesaja im 11. Kapitel von dem Ausblick auf das kommende Friedensreich lesen — mit dem unvergeßlich schönen Vers: „Da wird der Wolf zu Gast sein

bei dem Lamme und der Panther bei dem Böcklein lagern. Kalb und Jungfrau weiden beieinander, und ein kleiner Knabe leitet sie. Kuh und Bärin werden sich befreunden, und ihre Jungen werden zusammen lagern. Der Löwe wird Stroh fressen wie das Rind.“ Das Alte Testament, das den Kosmos einbezogen sieht in die Erlösung, in die Aufrichtung des neuen Himmels und der neuen Erde, denkt mit aller Selbstverständlichkeit an eine Gemeinschaft zwischen Tier und Mensch in der ewigen Zukunft. Darum muß Noah die Aufgabe der Erhaltung des Getieres versehen, indem er es vor den vernichtenden Wogen der Sintflut bewahrt.

Die Bibel weiß auch von der großen Freude des Menschen am Tier. Sie loben gemeinsam mit ihrem Spiel die Güte der Schöpfung. Das bringt am vollendetsten der herrliche 104. Psalm zum Ausdruck. Eine der bedeutsamsten Aussagen enthält die Erzählung von Bileams Eselin aus 4. Mose 22, 21-35. Dem reisenden Manne stellt sich der Engel Gottes einhaltgebietend in den Weg. Das Tier erblickt den göttlichen Boten und will ihm ausweichen. Bileam aber, der ein Hellseher ist, sieht nicht den Mann mit dem Schwert in der Hand. Dreimal scheut die Eselin — dreimal muß sie die unbarmherzigen Schläge ihres Herrn wegen des scheinbar störrischen Benehmens ertragen. „Da tat der Herr der Eselin den Mund auf“ und ließ sie die ergreifende Frage stellen: Bin ich nicht deine Eselin, auf der du geritten bist nach deinem Wunsch bis auf diesen Tag? Habe ich mich auch je ungehorsam gezeigt? Erst jetzt wurden Bileam die Augen geöffnet, und er erkannte, was das Tier längst gesehen hatte. Hier wird beispielhaft deutlich, daß der Blick des Tieres Eindrücke wahrnehmen kann, die den menschlichen Sinnen verborgen bleiben. Es hat in mancher Beziehung eine feinere Sensibilität als der unempfindliche Mensch, und gerade darin kann — wie bei der Eselin — die Ursache seiner Leiden liegen. Nach dem bekannten Jesajawort (1, 3) stehen Ochs und Esel an der Krippe des Herrn, indessen Israel sein Wort nicht vernimmt. Seither sind die Tiere die heimlichen Ankläger in der Weihnachtsgeschichte, die, verfügten sie über die Stimme, von ihrem Platz an der Krippe aus an die unberührt vorüberziehenden Menschen allerlei Fragen zu richten hätten.

Es kann nicht anders sein: Das Neue Testament vertieft die Qualifizierungen des Tieres noch. In der paradiesischen Fülle des Gartens Eden war Adam von Tieren umgeben — bevor Jesus seinen schweren letzten Weg antritt, nimmt er, der zweite Adam, in der Kargheit der Wüste Abschied von der stummen Kreatur, von der außermenschlichen Schöpfung. Eine Ähnlichkeit der Gegensätze ist hier zu bemerken. Man ist geneigt, sich vorzustellen, wie Jesus in der öden Einsamkeit Freude fand an der zutraulichen Liebe der Tiere, die sich um ihn drängten, ihn bei Nacht vielleicht wärmten. Paulus spricht Römer 8. von dem ängstlichen Harren der Kreatur, von dem Ausschauhalten nach der Erlösung der Söhne Gottes. Damit ist ausgesprochen die Unbegreiflichkeit des Leidens der Kreatur, die dem Gesetz des Sterbens unterliegt, die dem historischen Bereich des sündigen Menschen, dem Aeon des Unfriedens, des Todes ohne Verschulden mit angehört. Dieser Gedanke enthält eine Furchtbarkeit, die dem Glauben an den liebenden Schöpfergott hinderlich sein kann und vielfach ist. Das AT enthält eine Anzahl von Vorschriften zum Schutz der Tiere. Die willkürliche Tierabschlachtung ist schlechterdings untersagt. Daß der Tod, der Sünde Sold, auch das Tier betrifft, bedeutet keinesfalls Freigabe zu mörderischem Tun. Karl Barth unterscheidet in seiner Kirchlichen Dogmatik zwischen Tötung und Mord. Wir befinden uns, sagte er, zweifellos auf dem Wege zum Menschenmord, wenn wir im Töten der Tiere freveln.

Es könnte zum Abschluß durch viele Beispiele vergegenwärtigt werden, wie die Heiligen und die Tiere in besonders enger Nähe miteinander lebten. Es wurde schon gesagt, daß auch der Künstler noch eine Ahnung der Zusammengehörigkeit kennt. Darum grüßen in Dostojewskis Romanen die Menschen alle Tiere mit dem „Christus vobiscum“. Die russische Literatur sieht das Gebet vor: „O Herr, unser Gott, der Du uns Menschen zu Gehilfen auch die Tiere geschaffen und ihnen eine lebendige Seele, die Schmerz und Freude empfindet, gegeben hast — wir gedenken vor Dir auch dieser Deiner bescheidenen Geschöpfe, die mit uns die Bürde und die Hitze des Tages tragen und ihr Leben dem Wohl der Menschen opfern müssen.“ Der buddhistische Mönch trägt Glöckchen an seinen Schuhen, um die Käfer

und das Gewürm auf dem Wege vor seinem Zutritt zu warnen. Der Hindupriester sagt: „Wir sind alle Genossen in der Arbeit und im Ertragen von Schmerzen; das Leben, das im Ochsen wirkt, ist das gleiche Leben, das in unserem Blute pocht.“

Wir werden wieder lernen müssen, uns eingeordnet zu sehen in die überindividuellen Zusammenhänge der Schöpfung und Geschichte. Nur durch die Aufhebung unserer objektivierenden Hybris gegenüber der Außenwelt, eben dem Gegenstand, kann sich unser Verhältnis auch zur nicht-menschlichen Kreatur neu regeln lassen. Die gesamte Schöpfung — das sei konzentriert nochmals hervorgehoben — ist ausnahmslos von den Kräften eines und desselben, vom creator geheimnisvoll und für uns unergründbar und täglich aufs neue gewirkten Lebens durchwaltet. Die Intensität der göttlichen Schöpferkraft reduziert, verdünnt sich nicht in einem Substanzverlust zum Minimalen, zum Mikroskopischen. Sie ist im Grashalm gleichermaßen am Werk wie in der Ameise, wie im Menschen. Alles Leben hat dieselbe Herkunft und dieselbe Zukunft, und Größeres läßt sich über die Gemeinsamkeit von Mensch und Tier nicht sagen.

Es kann nicht anders sein: Das Neue Testament vertieft die Qualifizierungen des Tieres noch. In der paradiesischen Fülle des Gartens Eden war Adam von Tieren umgeben — bevor Jesus seinen schweren letzten Weg antritt, nimmt er, der zweite Adam, in der Kargheit der Wüste Abschied von der stummen Kreatur, von der außermenschlichen Schöpfung. Eine Ähnlichkeit der Gegensätze ist hier zu bemerken. Man ist geneigt, sich vorzustellen, wie Jesus in der öden Einsamkeit Freude fand an der zutraulichen Liebe der Tiere, die sich um ihn drängten, ihn bei Nacht vielleicht wärmten. Paulus spricht Römer 8. von dem ängstlichen Harren der Kreatur, von dem Ausschauhalten nach der Erlösung der Söhne Gottes. Damit ist ausgesprochen die Unbegreiflichkeit des Leidens der Kreatur, die dem Gesetz des Sterbens unterliegt, die dem historischen Bereich des sündigen Menschen, dem Aeon des Unfriedens, des Todes ohne Verschulden mit angehört. Dieser Gedanke enthält eine Furchtbarkeit, die dem Glauben an den liebenden Schöpfergott hinderlich sein kann und vielfach ist. Das AT enthält eine Anzahl von Vorschriften zum Schutz der Tiere. Die willkürliche Tierabschlachtung ist schlechterdings untersagt. Daß der Tod, der Sünde Sold, auch das Tier betrifft, bedeutet keinesfalls Freigabe zu mörderischem Tun. Karl Barth unterscheidet in seiner Kirchlichen Dogmatik zwischen Tötung und Mord. Wir befinden uns, sagte er, zweifellos auf dem Wege zum Menschenmord, wenn wir im Töten der Tiere freveln.

Es könnte zum Abschluß durch viele Beispiele vergegenwärtigt werden, wie die Heiligen und die Tiere in besonders enger Nähe miteinander lebten. Es wurde schon gesagt, daß auch der Künstler noch eine Ahnung der Zusammengehörigkeit kennt. Darum grüßen in Dostojewskis Romanen die Menschen alle Tiere mit dem „Christus vobiscum“. Die russische Literatur sieht das Gebet vor: „O Herr, unser Gott, der Du uns Menschen zu Gehilfen auch die Tiere geschaffen und ihnen eine lebendige Seele, die Schmerz und Freude empfindet, gegeben hast — wir gedenken vor Dir auch dieser Deiner bescheidenen Geschöpfe, die mit uns die Bürde und die Hitze des Tages tragen und ihr Leben dem Wohl der Menschen opfern müssen.“ Der buddhistische Mönch trägt Glöckchen an seinen Schuhen, um die Käfer

und das Gewürm auf dem Wege vor seinem Zutritt zu warnen. Der Hindupriester sagt: „Wir sind alle Genossen in der Arbeit und im Ertragen von Schmerzen; das Leben, das im Ochsen wirkt, ist das gleiche Leben, das in unserem Blute pocht.“

Wir werden wieder lernen müssen, uns eingeordnet zu sehen in die überindividuellen Zusammenhänge der Schöpfung und Geschichte. Nur durch die Aufhebung unserer objektivierenden Hybris gegenüber der Außenwelt, eben dem Gegenstand, kann sich unser Verhältnis auch zur nicht-menschlichen Kreatur neu regeln lassen. Die gesamte Schöpfung — das sei konzentriert nochmals hervorgehoben — ist ausnahmslos von den Kräften eines und desselben, vom creator geheimnisvoll und für uns unergründbar und täglich aufs neue gewirkten Lebens durchwaltet. Die Intensität der göttlichen Schöpferkraft reduziert, verdünnt sich nicht in einem Substanzverlust zum Minimalen, zum Mikroskopischen. Sie ist im Grashalm gleichermaßen am Werk wie in der Ameise, wie im Menschen. Alles Leben hat dieselbe Herkunft und dieselbe Zukunft, und Größeres läßt sich über die Gemeinsamkeit von Mensch und Tier nicht sagen.

Die Diakonie Jesu Christi in der Welt

Im Lateinischen (wie auch im Griechischen) gibt es einen *genitivus subjektivus* und einen *genitivus objektivus*. Mit denselben Worten wird also etwa die Liebe Gottes, in der Gott Subjekt ist und handelt wie die Liebe zu Gott, mit der wir Gott lieben, ausgedrückt. Darf ich unser Thema einmal so, ganz im Sinne des ursprünglich ja griechisch geschriebenen Neuen Testamentes, ansehen und verstehen: Es gibt eine Diakonie, die Jesus Christus tut, und eine, die an ihm getan wird. Und das Wunder und Geheimnis ist, daß diese beiden Diakonien in Wirklichkeit ein und dasselbe sind. Sie zeigen uns aber zwei verschiedene Seiten der selben Sache, und sie können uns das Mysterium Jesu Christi, in dem wir mit unserem Dienst stehen, besonders deutlich machen.

1. „Ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht“ — so will Jesus Christus sprechen zu den Gesegneten seines Vaters im Jüngsten Gericht (Matth. 25, 36). Ein unerhört kühnes Wort. Denn stellen wir uns das bitte einmal vor: Hier wird jeder Dienst, den wir am Kranken tun, als ein Dienst an Jesus Christus gewertet, ob er nun in Iserlohn oder Münster geschieht. Ja, noch mehr dürfen wir sagen: Hier identifiziert sich Jesus Christus selbst mit jedem Kranken. Diese Identifizierung mit allem Schwachen, Hilflosen auf der Welt vollzieht Jesus Christus. Wir könnten dasselbe sagen in bezug auf das soziale Gebiet. Denn es heißt auch: „Ich bin gefangen gewesen und ihr seid zu mir gekommen“. Und im Alten Testament wird Gott als der Hüter der Waisen und Witwen, derer also, die sich nicht selbst helfen können, bezeichnet. Aber wir bleiben bei denen, die Schmerzen haben. Deshalb also ist Jesus Christus ohnmächtig geworden, deshalb hat er gelitten bis zum Tode am Kreuz, um so allen Schmerz und alles Leiden gewissermaßen in sich aufzunehmen. Der ohnmächtige, leidende Jesus begegnet uns also in den Krankenbetten, den Krankenhäusern und Lazaretten, auf allen Lagern des Leidens, der Schmerzen und der Hilflosigkeit.

Das bedeutet zuerst einmal eine Revolution in der Betrachtung der Krankheit und in der Stellung zu ihr, wie sie

in der alten Welt, namentlich in der Welt des Alten Testaments gegolten hat. Die Krankheit bedeutete früher die Strafe Gottes für bestimmte Sünden. Seitdem Jesus Christus Leid und Schmerzen auf sich genommen hat und zu dem „Mann der Schmerzen geworden ist, sind Siechen- und Krankenhäuser entstanden, seitdem gibt es Pflege und Betreuung der Kranken.

Was bedeutet das nun für unsere Begegnung mit dem Kranken. Es bedeutet, daß uns hier, in der Krankheit, etwas Mysteriöses begegnet, das wohl mit Sünde und Strafe und Gericht zusammenhängt — ohne daran aber irgend etwas individuell ablesen zu können! — was uns aber nun nicht Abkehr und Wegwendung davon ermöglicht, sondern uns gerade zur Hinwendung und Hingabe zwingt und unseren Dienst erfordert. Der Hilflose im Streckverband, der Operierte mit seinen Schmerzen ist auf uns angewiesen und uns von Gott hingelegt. Wir wollen in ihm den ohnmächtigen Jesus Christus sehen, ihn also ansehen, als ob Jesus Christus da läge. Durch den Kranken hindurch sieht Jesus uns an in bittender Hilflosigkeit, damit wir in dem Kranken ihm dienen, dem Kranken also dienen, als ob es Jesus Christus selber wäre.

Vielleicht will uns das gar nicht in den Kopf, wenn wir an die Ungeduld, den Mangel an Leidensbereitschaft, die Nervosität denken, mit der wir gewiß so oft zu kämpfen haben bei der Pflege Schwerkranker. Auch in den schwer zu behandelnden Kranken, die uns so oft die Freudigkeit zur Pflege und zum Dienst nehmen wollen, auch und gerade in ihnen begegnet uns der Mann der Schmerzen. Er will von uns, daß wir den schmerzerfüllten Kranken, daß wir seine Schmerzen ernst nehmen.

Aber das ist nun allerdings die Forderung: die Gesundheit „haben, als hätte man sie nicht“. Das heißt aber: alle Pflege ist ein Akt der Selbstentäußerung, wie sie kaum größer gedacht werden kann, wenn sie richtig geschieht. Der Kranke fordert volle Hingabe an seine Schwächen, an seine Schmerzen, an seine Krankheit. Und das kann er fordern, weil hinter ihm unsichtbar Jesus Christus steht und sagt: „Alles, was ihr getan habt einem der geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir getan.“

2. Aber wir haben das Geheimnis der Diakonie Jesu Christi noch von der anderen Seite zu betrachten. Denn er ist nicht nur passiv und ohnmächtig in der Welt, er begegnet uns nicht nur im Leidenden, sondern er will aktiv sein in uns und durch uns, er will uns tätig, wirkend haben, und zwar mit ihm tätig und mit seiner Kraft wirkend. Denn der Leidende und Gekreuzigte ist zugleich der Auferstandene, der Erhöhte und der Mächtige, der zur Rechten Gottes, der Sieger. Der Apostel bekannt: „Ich lebe, aber nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir“ (Gal. 2, 20). Wenn wir bei manchen Anforderungen, die namentlich den Jüngeren unter uns gestellt werden, wenn wir uns bei der Forderung der „Selbstentäußerung“ fragen, wie wir es denn bewerkstelligen sollen, dermaßen über „Unseren eigenen Schatten zu springen“, so dürfen wir getrost jetzt antworten, daß er es macht und mit uns, und wenn es sein muß und wir versagen, für uns, ja sogar statt unser. So kommt es wohl auf uns an, unsern Dienst, unsere Tapferkeit, unser Können, unser Nicht-müde-werden, und doch trägt letztlich er uns, wenn wir in seinem Dienst stehen.

Er hat das uns vor- und für uns gemacht: „Er entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an“ (Phil. 2, 7). Er hat sich an die Stelle von uns Menschen gesetzt, ist stellvertretend neben uns getreten, ist in „allen Dingen seinen Brüdern gleich geworden“ und hat dadurch „geholfen denen, die versucht werden“. (Hebr. 2, 17, 18).

Unsere besondere Not und Sorge ist es, daß wir heute in dieser Mitarbeit an der Diakonie Jesu so einsam und so vereinzelt sind. Wir wissen, aber, daß auch diese Not und Sorge von ihm getragen wird. Dadurch sind wir nicht dessen enthoben, alles zu tun, was in unseren Kräften steht, nach Mitarbeitern an dieser Diakonie zu suchen, sie zu rufen und ihnen die Wege zu ebnen, wo sie für den modernen jungen Menschen besonders uneben sein mögen. Aber nachdem wir als die „unnützen Knechte“ und Mägde, die er doch zu Nutz und Dienst brauchen will, Sorge und letzte Verantwortung für die Diakonie Jesu Christi tragen müssen, sondern daß er selber sorgt und trägt.

Von Richard Grunow

Steuerunwesen erzeugt Staatsverdrossenheit

Das Verhältnis des Bürgers zu seinem Staat wird auf dem Gebiete des Steuerrechts immer problematisch sein. Die Frage nach der tragbaren Grenze der Steuerbelastung wird stets verschieden beantwortet werden, je nach dem, wer die Antwort gibt: Der Nehmende oder der Gebende. Entgegen den nicht stumm werdenden Klagen der einzelnen und der Gruppen über die angeblich jedes vernünftige Maß überschreitende steuerlichen Belastungen mag der Steuerfiskus mit ebensolchen Klagen immer noch auf die ungeheuren Aufgaben verweisen, die die Öffentliche Hand seit 1946 zu bewältigen hatte und noch zu bewältigen hat. Wenn der einsichtige Staatsbürger die ihn drückende Belastung auch mit der Bereitschaft zu Verständnis und Duldsamkeit auf sich nimmt, so mehren sich doch unüberhörbar die Klagen der Verbitterung über einen Zustand, der durch die Schlagworte vom „Urwald der Steuergesetze“, vom „Steuerdschungel“ und vom „Dauerregen der Gesetze“ gekennzeichnet zu werden pflegt.

Die Evangelische Akademie Rheinland-Westfalen in Iserlohn hatte zu einer Wochenendtagung Männer der Wirtschaft und ihrer beratenden Berufe sowie der Rechtssprechung eingeladen, die mit Nüchternheit und sachlichem Ernst, wie er in dieser noch jungen, aber schon sichtbar sich bewährenden Einrichtung der Ev. Kirche zu Hause ist, sich Klarheit über Ursachen und Wirkungen dieses Zustandes zu verschaffen suchten.

Das Material hierzu lieferte Herr Wirtschaftsprüfer Dr. Schneider (Düsseldorf) in einem umfassenden Referat. Folgende wenige Feststellungen sind bereits kennzeichnend: In Bund, Ländern und Gemeinden gibt es zur Zeit mehr als 50 verschiedene Steuern. Allein in der Zeit vom Beginn des ersten Bundestages bis zum 31. 12. 1955 sind auf dem Gebiete der Einkommensteuer einschl. Lohnsteuer, Körperschaftsteuer und Notopferabgabe 31 Gesetze und 46 Verordnungen im Bundesgesetzblatt veröffentlicht. Dazu kommen jährlich etwa 50 bis 60 Erlasse, die im Bundessteuerblatt erschienen. Auf dem Gebiet der Umsatzsteuer sind seit der Begründung der Bundesrepublik 7 Gesetze und

19 Verordnungen erschienen. Das im Herbst 1952 verkündete Lastenausgleichsgesetz umfaßt 375 Paragraphen. Hierzu sind bisher 5 Änderungsgesetze, 29 Durchführungs-Verordnungen und 192 Erlasse, Rundschreiben und sonstige Bestimmungen ergangen. Der „kundige“ Sachbearbeiter muß aber zudem das Feststellungsgesetz mit 4 Durchführungsverordnungen und 19 erläuternden Rundschreiben kennen. Die Aufzählung macht klar, daß kaum noch ein Steuerpflichtiger in der Lage ist, ohne fremde Hilfe eine zutreffende Steuererklärung abzugeben. Selbst vor dem Formular versagt sein Untertanenverstand!

Allein das Zuviel an Gesetzen macht den Ruf nach besserer Steuer-Oekonomie verständlich. Es ist immerhin bemerkenswert, daß etwa 13 bis 14 kleine Steuern (z. B. Wertpapier-Steuer) nur 0,5 Prozent des Gesamt-Ertrages an Steuern liefern, also völlig schmerzlos beseitigt werden könnten, während die 10 ergiebigsten Steuerarten fast 90 Prozent des Aufkommens erbringen. Hier zeigt sich das seltsame Beharrungsvermögen von Steuern, die nur für eine bestimmte öffentliche Ausgabe gedacht waren und nur kurzfristig gelten sollten (z. B. das Notopfer). Übrigens besteht u. a. noch eine Leuchtmittelsteuer, die im Jahre 1909 von der damaligen Reichsregierung als Luxussteuer für elektrische Glühbirnen eingeführt wurde.

Das Steuerwirrwarr ist weiter gekennzeichnet durch die Flut ständiger Gesetzesänderungen und Neufassungen, durch jenen „Gesetzes-Journalismus“, der selbst es dem Kundigen unmöglich macht, das wirklich Geltende zuverlässig zu erkennen. Die Gesetzes-sprache wird zunehmend unverständlicher. Endlose Schachtelsätze mit Verweisungen und Bezugnahmen lassen geradezu groteske Satzgebilde entstehen. Dr. Schneider beklagte vor allem die mangelnde Systematik unseres Steuerrechts, das Fehlen echter Rangordnung von Gesetz und Verordnung. Immer wieder behelfe man sich mit Gelegenheitslösungen und fallweisen Anordnungen. Das sei eine Folge des Interessenkampfes zwischen Steuerpflichtigen und Fiskus einerseits und der Interessenverbände der Steuerpflichtigen untereinander andererseits. Eine Folge also unserer eigenen Egoismen. Die Steuergesetzgebung lasse deutlich erkennen, daß sie beein-

flußt werde von Vorstößen und Gegenvorstößen, von einer Art Grabenkrieg, in welchen der eine gegen den anderen „seine Stellung zu festigen und auszubauen und Gegenminen zu legen“ suche. Vor allem das Einkommensteuergesetz sei zu einem Schlachtfeld geworden, auf dem sich die Interessenkämpfe verfolgen ließen.

Dem heutigen Steuerunwesen hafte in bedenklichem Maße der Fluch an, der über unserer zivilisierten Entwicklung liege: Die Tendenz zu einem allgemeinen Spezialistentum, zu einem Fachmenschtum, zur Verkrustung, zur Versachlichung, zur Aufspaltung der Menschen in Gruppen, die einander nichts zu sagen haben und die einander nicht mehr verstehen.

In der Diskussion entstand sehr bald Einmütigkeit hinsichtlich der Erkenntnis, daß die Ev. Akademie zwingenden Anlaß habe, jene Bemühungen zu begrüßen und ideell zu fördern, die inzwischen eingeleitet sind, die Unübersichtlichkeit des Steuerrechts zu überwinden, (z. B. „Troeger-Ausschuß“). Diesem Anliegen gab sie sinnfällig Ausdruck durch nachstehende Verlautbarung: „Es erscheint selbstverständlich, daß besonders der moderne Staat mit seinen wachsenden öffentlichen Aufgaben ein differenziertes Steuerwesen nicht entbehren kann. Da aber die Steuer jeden einzelnen ständig und empfindlich trifft, kommt der Steuerordnung für das Verhältnis des Menschen zum Staat entscheidende Bedeutung zu. Ungeachtet des Schutzes und der Freiheit, die der Bürger im heutigen Staatswesen hat, sind Staatsverständnis und Rechtsbewußtsein in wachsendem Maße durch schlechtes Gesetzesdeutsch, Unbeständigkeit und Unübersichtlichkeit der Steuergesetze gefährdet. Aus diesem Grunde werden alle Maßnahmen begrüßt, welche eingeleitet sind, die Gesetze verständlicher zu machen und eine neue und vereinfachte Steuerordnung herbeizuführen. Eine entscheidende Wirkung gegen die Staatsverdrossenheit wird erwartet, wenn es gelingt, an Stelle sich ständig ändernder Steuergesetzgebung (organische Steuerreform) auf lange Sicht zu ersetzen, welche sich von der Berücksichtigung wechselnder Interessen möglichst freimacht.

Dr. Werner Brinkmann,
(Lüdenscheider Nachrichten)

Mehr Verständnis für den Schwesternberuf

Bundesminister Schäfer (Bonn) äußerte sich in der westfälischen Evangelischen Akademie in Iserlohn vor einem Kreis leitender freier Schwestern zu den besonderen Fragen des Schwesternberufes und in diesem Zusammenhang auch zur Situation des Krankenhauswesens. Im Blick auf die Krankenanstalten, so meinte der Minister, gelte es heute die Verantwortung der Allgemeinheit zu aktivieren. Die Krankenhäuser sollten ebenso wie z. B. die Schulen als öffentliche Einrichtungen angesehen werden.

Die Verantwortung der gesamten Öffentlichkeit für die Krankenhäuser müsse sich in erster Linie auch darin auswirken, daß für ihren Ausbau und ihre Modernisierung langfristige Darlehen bereitgestellt werden. Denn es wolle keinem in den Sinn, daß es ausgerechnet die Krankenhäuser und damit die Schwesternschaften sein müssen, die keinen Nutzen vom sogenannten deutschen Wirtschaftswunder haben.

Zur Lage der Schwestern bemerkte Schäfer, hier sei zunächst auf eine Regelung der Arbeitszeit hinzuzielen. Die heute weithin üblichen Dienstzeiten der Schwestern seien auf die Dauer nicht nur deren Gesundheitszustand, sondern auch der Pflegearbeit selbst abträglich. Eine solche Regelung setze voraus, daß man sich über das einer Schwester zumutbare Maß an Arbeitsleistung verständige und auf Grund einer vernünftigen Arbeitsteilung feste Normen und Stellenpläne schaffe. Selbstverständlich werde man dabei nicht mit einer mechanischen, starren Lösung oder gar mit einem Achtstundentag vorankommen. Die neue Ordnung müsse vielmehr sehr elastisch und den besonderen Arbeitsbedingungen des Pflegeberufes angepaßt sein. Auf jeden Fall habe sie ein gesundes Verhältnis von Arbeit und Freizeit zu garantieren. Gerade im Pflegeberuf sei ein starker Kräfteverschleiß zu verzeichnen. Alle Anstrengungen in dieser Hinsicht, also auch eine spätere gesetzliche Regelung, müßten deshalb darauf gerichtet sein, die Schwesternschaften in die Lage zu versetzen, ihren verantwortungsvollen Dienst in ausgeruhter körperlicher und ausgeglichener seelischer Konstitution verrichten zu können. Besondere Beachtung ver-

diene auch die teilweise immer noch sehr unzureichende Unterbringung vieler Schwestern. Hier könne nur eine Änderung eintreten, wenn man für diesen speziellen Zweck recht bald Mittel aus dem sozialen Wohnungsbau zur Verfügung stellte, und zwar auf Landes- wie auf kommunaler Ebene.

Einer weiteren Klärung bedürfe die Besoldung der Schwestern. Bei den künftigen Tarifverhandlungen werde man sich gerechterweise darum bemühen müssen, die Besoldungssätze der Schwestern denen vergleichbarer Berufsgruppen im gewerblich-wirtschaftlichen Bereich oder denen der öffentlichen Dienste anzunähern. Das Thema der Tagung, zu der vor allem leitende Schwestern der nicht konfessionellen Mutterhäuser und der freien Schwesternschaften eingeladen waren, lautete: „Der Schwesternberuf in christlicher Haushalterschaft“. Das zweite Hauptreferat bei diesem ersten Schwesterntreffen in der Akademie hielt Pfarrer Lic. Dr. Moderegger (Dortmund-Dorstfeld), der insbesondere auf die berufsethischen Fragen des Schwesternstandes aus der Sicht der evangelischen Theologie einging.

Die Gefährdung der eigenen Meinung

„Das Recht auf die eigene Meinung“ lautete das Thema einer Tagung, zu der Studienleiter Pfarrer Becker Verleger und Journalisten in das neue Heim „Haus Ortlohn“ in Iserlohn eingeladen hatte. Dabei ging es zunächst gar nicht so sehr um die Frage, worauf sich das Recht des Menschen auf seine eigene Meinung gründet. Zum mindestens in der Theorie ist es längst zu einem Grundrecht des Menschen geworden, das selbst totalitäre Staaten in ihren Verfassungen desto lauter proklamieren, je entschiedener sie es in der Praxis zu behindern wissen. Es herrschte aber unter den Tagungsteilnehmern volle Einigkeit darüber, daß auch in Ländern, für die menschliche Freiheiten nicht nur Ausstellungsstücke sind, auch in solchen also, die von Demokraten regiert werden, das Recht der freien Meinungsbildung und -äußerung sich verstärkt gegen persönliche und unpersönliche Gegenspieler zu behaupten hat.

Da es aber vornehmstes Gebot des Journalisten ist, die Öffentlichkeit zu informieren und durch die von ihm selbst vertretene Meinung andere zur eigenen Urteilsbildung anzuregen, ist die Verteidigung des Rechts, eine freie Meinung zu allem und jedem äußern zu können, der Kampf um die innere Daseinsberechtigung des Journalismus. Daß Wachsamkeit auf diesem Gebiet nicht nur in der jungen westdeutschen Demokratie angezeigt ist, sondern auch von Journalisten anderer westlicher Länder als lebensnotwendig verstanden wird, das bewies eindringlich ein Vortrag von Emlyn Williams, dem langjährigen Korrespondenten des „Christian Science Monitor“ in Deutschland.

Immerhin gab es unter den deutschen Journalisten nicht wenige, die offen die Ansicht vertraten, in der Bundesrepublik gelte es besonders wachsam zu sein. Man wies auf die Ereignisse jüngeren Datums hin, zitierte Beispiele für die Pressefeindlichkeit der Behörden und der gesamten Bürokratie, nannte Fälle massiver Einmischungen. Kurz, jenes aktuelle Unbehagen, das bei aller positiven Einstellung zu dem jungen Bundesstaat ausgesprochen oder unausgesprochen in der Öffentlichkeit schwelt, fand auch in Iserlohn Wort und Stimme. Dabei waren sich jedoch alle,

mit Einschluß der Fachreferenten, des 1. Vorsitzenden des Deutschen Journalistenverbandes, Dr. Giessler (Freiburg), und des Vorsitzenden des Verlegerverbandes in Nordrhein-Westfalen, Dietrich Oppenberg, darüber einig, daß die Gefährdung der freien Meinung nicht allein vom Staat ausgeht. Der Druck der Interessenorganisationen, wirtschaftlicher und sozialpolitischer Zweckverbände, macht sich in den Redaktionen in steigendem Maße bemerkbar. Es ist sicher nicht unbedenklich, wenn, wie der Verleger Oppenberg an Zahlen nachwies, alle deutschen Tageszeitungen ohne beträchtliche Einnahmen aus dem Anzeigensektor überhaupt nicht lebensfähig wären. Wenn die Zeitungen nur aus dem Verkauf und dem Abonnement leben wollten, müßte ihr Verkaufspreis zum mindestens verdoppelt werden.

Während so im Gespräch der Fachleute und der Journalisten Fragen beruflicher Praxis im Mittelpunkt standen, wurde in einem Referat von Prof. Dr. Jacobs (Münster) erst die ganze Tiefgründigkeit der Frage nach der eigenen Meinung und ihrer Vertretung nach außen sichtbar. Der Referent zeigte, wie Gott im Evangelium den Menschen immer und überall in die Entscheidung ruft, und, daß jedes Ausweichen in das unpersönliche Kollektiv von daher gesehen, Verrat an der menschlichen Existenz ist. Er zeigte die spezifische Gefahr des Journalismus unserer Tage, den Menschen in das „man“ hineinzuführen, ihm zu Gefallen zu reden und alles zu tun, um ihn eben nicht selbst zu seiner persönlichen Entscheidung gelangen zu lassen. So wurde deutlich, daß das Recht auf eigene Meinung nicht nur durch Einwirkung von außen, sondern viel stärker noch durch mangelndes Sich-Selbst-Verwirklichen-Wollen gefährdet ist.

Die Bibel im Schulfunk

Die im Frühjahr 1955 ins Leben gerufene „Evangelische Akademie für Rundfunk und Fernsehen“ hat sich im Laufe ihres ersten Wirkungsjahres zu einem angesehenen Forum entwickelt, das der Klärung wesentlicher Rundfunkprobleme und der Begegnung zwischen Persönlichkeiten des kirchlichen, kulturellen und politischen Lebens mit Männern des Rundfunks dient. Bisher haben fünf mehrtägige Konferenzen mit einem nachhaltigen Echo in Fachwelt und Öffentlichkeit stattgefunden. Die Themen lauteten: „Der Rundfunk und die Zeit“, „Rundfunk-Seelsorge“, „Die Freiheit des Rundfunks“ und „Fernsehen und Familie“. Die fünfte Tagung fand jetzt vom 4. bis 6. April in Iserlohn unter dem Thema „Die Bibel im Schulfunk“ statt. An dieser Tagung, die von Pfarrer Adolf Sommerauer geleitet wurde, nahmen neben Vertretern der Landeskirchen vor allem leitende Mitarbeiter des Rundfunks (Schulfunk und Kirchenfunk) sowie Persönlichkeiten des Schul- und Erziehungswesen, darunter namhafte Religionspädagogen teil.

Wie vielschichtig die Probleme sind, die mit der Behandlung biblischer Stoffe im Schulfunk zusammenhängen, erwies bereits das Eingangsreferat „Religionskunde oder Christenlehre?“ von Frau Professor Ilse Peters (Pädagogische Akademie Kettwig/Ruhr. Hier kam eindeutig zum Ausdruck, daß man in jüngster Zeit vom zentralen Inhalt der Bibel abgekommen ist und statt dessen die „religiöse Gemütsbewegung“ des Kindes als erstes pädagogisches Ziel betrachtet. So sei beispielsweise Überlieferung des Alten Testaments als eine Sammlung erbaulicher Geschichten zur moralischen Lenkung der Kinder hingestellt worden, während die Erwachsenen sich sachlich davon zu distanzieren wüßten. Demgegenüber solle man sich, wie Frau Prof. Peters ausführte, in der Christenlehre wieder auf den Offenbarungscharakter der Heiligen Schrift besinnen, komme es doch heute nicht so sehr auf objektive religionskundliche Wissensvermittlung als vielmehr auf eine dem Menschen hilfreiche Festigung seines christlichen Glaubens an.

Zu den heute angewandten Methoden der christlichen Unterweisung in der Schule erklärte Professor Dr. Lic. Kurt

Frör (Erlangen), das Kind solle lernen, in der christlichen Gemeinde zu leben, und zwar mit und unter dem Wort der Heiligen Schrift. Jede Unterrichtsstunde und jede religiöse Sendung im Schulfunk sei eine „Facette in der Gesamtheit pädagogischen Handelns“. Der Referent betonte die Einheit von Bericht und Zeugnis, indem er darlegte, daß das Weltbild der Bibel zwar überholt und heute nicht mehr nachvollziehbar sei, daß das Zeugnis der Bibel aber — unbeschadet des Wechsels aller Weltbilder — für uns aktuelles und verbindliches Wort bleibe. Man müsse bei der Abfassung von Schulfunksendungen im übrigen die Psychologie der Altersstufen berücksichtigen, d. h. eine „Scharfeinstellung auf das jeweilige Alter der Hörer“ vornehmen. Der Lehrer solle nicht zwischen dem Kind und dem Stoff stehen, sondern dem Kinde die unmittelbare Begegnung mit dem Wort Gottes ermöglichen. Wer Rundfunksendungen mache, müsse achtgeben, daß die Majestät des Wortes nicht verletzt werde. Abschließend warnte Prof. Frör vor zwei Extremen: nämlich vor der planlosen, romanhaften Modernisierung und Ausschmückung biblischer Geschehnisse sowie vor der (aus übertriebener Ehrfurcht vor dem Text) unveränderten Wiedergabe. Die Dramatisierung biblischer Vorgänge sei durchaus ein legitimes Mittel, dem Kinde das Wort Gottes nahe zu bringen. Hier müsse freilich vor einer allzu starken „Psychologisierung“ gewarnt werden, weil es sonst leicht zu einer Entstellung der tatsächlichen Inhalte komme. Die religiöse Unterweisung im Schulfunk könne allerdings in einem Punkt nicht mit der Schulstunde konkurrieren: das mitzuteilende Wort kann nie ganz getrennt werden von der lebendigen Person dessen, der es vermittelt.

In seinem Referat „Religiöser Schulfunk — Versuche und Erfahrungen“ ging der Leiter des Stuttgarter Schulfunks, Dr. Paul Gerhardt, von der Feststellung aus, daß der Schulfunk Publizistik sei und nicht Pädagogik. Da der Schulfunk „ein Organ im Körper des Rundfunks“ sei und dementsprechend eine große publizistische Breitenwirkung habe, könne der Schulfunk nicht auf den schulischen Hörer beschränkt bleiben: „Publizistik ist immer ein Angebot an alle“. Zur Frage biblischer Sendungen im Schulfunk erklärte der Referent, daß die Bibel zunächst einmal als „Material“

dem Zugriff des Rundfunks ebenso preisgegeben sei wie jeder Inhalt unseres kulturellen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens. Der Schulfunk sei deshalb nicht als erweiterter „Kirchenfunk“ zu verstehen; vielmehr gehe es dabei um Sendungen, die sich der Bibel nicht ex officio, sondern ex confessione annehmen. Hier seien nun die Bibelgläubigkeit und die christliche Haltung des Schulfunkredakteurs und aller an solchen Sendungen beteiligten Mitarbeiter von ausschlaggebender Bedeutung. Ein Unterricht, den Rektor Ernst Reuter (Bethel) an Hand eines Tonbandes in einer Testklasse erteilte, machte deutlich, welche großen Chancen der Schulfunk gerade darin besitzt, den Kindern die Situation der biblischen Erzählung anschaulich zu machen und sie in eine pädagogisch fruchtbare Ausgangssituation zu bringen.

In der lebhaften Diskussion, die sich an diesen Testunterricht, an die Referate und vor allem an die vielfältigen Tonbandvorführungen anschloß, ging es vor allem um die Frage, in welcher Weise der Schulfunk dem Religionslehrer am besten dienen könnte. Es konnte nicht die Absicht der Tagung sein, dem Schulfunk Rezepte oder Richtlinien zu geben; es ergab sich aber als Richtlinie immerhin, daß der Schulfunk dem Religionsunterricht dann am hilfreichsten ist, wenn er dem Lehrer möglichst vielfältige Initiative beläßt. Der Schulfunk kann nicht die Aufgabe haben, den Lehrer zu ersetzen. Deswegen meinte man auch, denjenigen Sendungen, die sich in einer gewissen Selbstbescheidung nur die Aufgabe stellen, die biblische Erzählung anschaulich nachzuzeichnen, den Vorrang vor solchen geben zu sollen, die auf Grund eines dichterischen Einfalls schon eine Deutung dessen vorwegnehmen, was eigentlich erst die Aufgabe des persönlichen Gegenüber von Lehrer und Kindern sein soll.

Ein besonders schwieriges Problem stellt die Frage der kindergemäßen Darbietung von biblischen Stoffen im Fernsehen dar. Die Teilnehmer der Tagung hatten Gelegenheit, eine biblische Sendung in Scherenschnitten, die von Hamburg übertragen wurde, kennenzulernen. In der Erörterung dieser Sendung wurden lebhafte Bedenken gegen jede Verniedlichung und Romantisierung der biblischen Botschaft

geäußert. Die Bedenken waren vor allem durch die den Scherenschnitten innewohnende Eigenart bedingt. Wenn man, so wurde geäußert, solche Scherenschnitte verwenden will, was gewiß erwägenswert ist, dann dürften diese nicht in Kontrast stehen zu dem erzählenden Text. Das konzentrierte Bibelwort vertrage sich schlecht mit einem romantisierenden Scherenschnitt; es bedürfe daher hier mindestens einer freien, wenn auch text- u. kindgemäßen begleitenden Erzählung.

Die außerordentlich lebhaft geführten Diskussionen zeigten, daß manche offene Frage zu klären war und daß das gewählte Thema einen sehr wichtigen und zugleich schwierigen Problemkreis berührte. Wie bei den vorangegangenen Tagungen der Akademie erwiesen sich die Erörterungen auch hier als fruchtbar für das Eigenverständnis des Rundfunks und als förderlich für das von Verantwortung getragene Zusammenwirken all jener Kräfte und Persönlichkeiten, auf die der Rundfunk nicht verzichten kann.

Mensch, wer bist du?

Mensch, wer bist Du? Ist diese Fragestellung nicht überflüssig? Sind wir uns nicht so nahe, daß die Fragestellung sich erübrigt? Der Subjekt-Objektbezug ist einfach vorhanden und es ist notwendig, ihn zu besehen. So kennt der Mensch tatsächlich nichts weiter als sich selbst. Wir kennen von dem, was wir überhaupt kennen, nichts so wenig wie den Menschen. Warum? Aus einem doppelten Grunde: Weil wir keinen Abstand haben von uns selbst und keinen genügend großen Abstand zum anderen Menschen. Denn zu jedem Erkenntnisvollzug gehört der Abstand. Aristoteles hat den erkannt. Das Subjekt der Forscher muß sich in einem leidenschaftslosen **theorein** befinden. Bei dem Vollzug von Subjekt und Objekt haben wir nie aufzugeben die Erkenntnis, daß der Abstand gewahrt werden muß. Seit Nietzsche ist es nicht mehr möglich, diesen Abstand so problemlos zu sehen wie Aristoteles. Aus Hellas wurde in Nietzsches Prima-Unterricht ein nietzschesches Hellas. Das konnte er nicht vermeiden. Wir werden ergriffen von etwas, das sich uns dann erschließt, und dann haben wir um Abstand zu ringen. Jede Erkenntnis ist nicht als Erkenntnis fertig, sondern ein Erkenntnisvollzug, eine Wanderung, ein Laufen. Immer unbefriedigend und nie fertig werdend, immer reizvoll, immer zu neuen Geheimnissen führend. Ein Geheimnis steht vor uns und reizt zur Aufdeckung, dann stehen wir vor einem tieferen Geheimnis. Wir sind heute im Geheimnis des Menschen weiter als Paracelsus, in der Psychologie des Menschen weiter als Nietzsche, in der Erkenntnis der Vorgeschichte weiter als Darwin und Darwin weiter als das Mittelalter. Das sind relative Geheimnisse, aber der Mensch ist ein absolutes Geheimnis; dahinter sollen wir anscheinend nicht kommen. Darin sind wir sicher nicht weiter als die Bibel und die Verfasser der Psalmen. Obwohl wir diesem absoluten Geheimnis nie auf die Spur kommen, müssen wir uns doch damit beschäftigen. Man kann hier sagen, daß der Mensch, der sich mit diesem Geheimnis dauernd beschäftigt und davon nicht loskommt, darum erst ein Mensch ist, weil er sich mit diesem Geheimnis beschäftigt. Dieses Geheimnis Mensch ist unser Lebensvollzug selbst, so wie Sie das Geheimnis der

Liebe nicht entkleiden dürfen, sondern es sich Ihnen erschließt als Geheimnis, indem Sie es leben. In diesem Erleben und Leben haben wir zu arbeiten, das ist unser Aufgabengebiet. Da haben wir zu hören und zu forschen. In diesem Erleben und Leben vom Geheimnis des Menschen haben wir zu zeugen und zu empfangen und zu gebären und dem Tod entgegenzugehen und zu sterben. Ja, dieses Erleben und Leben ist an die Lebensakte zwischen Zeugen und Tod gebunden.

Dieses Geheimnis Mensch ist wie das Leben unendlich vieldeutig. Man kommt nicht zu Ende. Das Geheimnis wird in der Tiefe immer größer. Vierdimensional, immer in der Doppelheit vierdimensional. Diesen bipolaren Dimensionen wollen wir nachgehen. Das Geheimnis Mensch besteht darin, daß der Mensch von oben und von unten ist, aus Gott und aus Erde, durch das Wort Gottes geschaffen und aus einem Erdenkloß. Der Mensch ist in seiner Ebenbildlichkeit ein Spiegel. Er hat sein Menschliches Gott entgegenzuhalten und sein Angesicht Gott zu erschließen. Dann erscheint Gott in seinem Spiegel. In dem Maße, wie der Mensch sich zu Gott hinneigt, fängt er das Angesicht Gottes auf. Nun ist dieser ganze Mensch von oben und unten dieses Spiegelbild, beides nun im Einklang. Diese Einheit ist nicht nur ein oberer Teil des Menschen — das Geistige und der Gefühlsbezug —, sondern auch der Leibbezug — ist alles lebendige Seele. Und so ist der Mensch nicht nur einmal gemacht, ein prähistorischer Adam, sondern so sind wir alle gemacht, alle Adam und Eva. Dieser Mensch aus Gott und aus Erde, das zeigt sich in der Zeugung, in der Geburt, im Wachstum, in der Arbeit, im Erfolg, im Schlafen und gerade auch in der Konzipierung. Immer alles von oben und von unten.

Dieses Geheimnis von oben und von unten hat nun darin auch ein tieferes Geheimnis, daß es in der Zweigeschlechtlichkeit lebt. Es gibt nur den Menschen als Mann und Frau. Nur zusammen sind sie der Mensch. So wie der Mensch eine Relationsgröße zu Gott hin ist, ist Gott in seiner Offenbarung auch eine Relationsgröße zum Menschen. Immer im Anblick, so lebt der Mensch, so lebt das Geheimnis Mensch überall und sicher am meisten mit im Künstlerischen. Natur-

lich auch im irdischen Zeugen und Empfangen und in jedem Geschichtsprozeß.

Dieses Geheimnis Mensch von unten und von oben der Zweigeschlechtlichkeit bekommt darum ein weiteres tieferes Geheimnis, daß es zu Gott ist und in der Gottesferne. Daß er nicht loskommt von Gott und daß er nicht mit Gott in Gemeinschaft lebt. Daß er nicht in der Gemeinschaft bleibt und daß er in der Abwendung von Gott lebt, und zwar ganzheitlich und in allem, nicht die guten Gefühle von Gott und die bösen etwa von unten, sondern die guten Gedanken sind verfallen und die bösen Gedanken können gute Werke hervorbringen, und zwar viel tiefer, als wir es wissen und ahnen. Die Zweigeschlechtlichkeit ist nicht Sünde, aber sie lebt nun zentral in der Sünde, und es ist nicht umsonst, daß nun in der Bibel das Einfallstor der Sünde die Zweigeschlechtlichkeit ist.

Dieses Geheimnis Mensch von unten und oben, als Ebenbild und in Gottesferne, in Leben und Tod hat nun darin ein weiteres und tieferes Geheimnis, daß es als Geschöpf und Kreatur nun zugleich schöpferisch ist. Das Schöpferische ist hier wieder nun oben wie unten und in Gottesferne. Das Geschöpfliche teilt mit uns jede Maus, ebenso Feinnervigkeit. Allein der Mensch ist Kreatur und schöpferisch zugleich. Gott ist Schöpfer und der Mensch ist schöpferisch. Nur insofern können Sie sagen, daß der Mensch Schöpfer ist, wenn Sie es in dem Sinne verstehen, daß Gott allein Schöpfer ist. Die Bibel: Von Gott allein wird ausgesagt, wo immer dieses Wort erscheint, daß er allein schafft. Wenn vom Schaffen des Menschen gesprochen wird: Der Mensch schöpft immer aus dem Vorhandenen. Sie können nur im Hebräischen diese Unterscheidung machen, schon im Griechischen nicht mehr, weil das Griechische nicht diesen Unterscheidungsbegriff hat, sondern nur einen Begriff: „Poet“. Gott ist Poet. Gott ist Künstler. Darum soll der Dichter mit dem König gehen, denn beide wandeln auf der Menschheit Höhen. Das ist Mythologie, der Inhalt wird später herausgefegt, die Sprache bleibt. Gott ist Poet, Gott schafft. In der Bibel schafft Gott durch ein Wort den Menschen, Gott schafft durch ein Wort den Mose und den Aaron, aber Aaron, der schafft aus Gold das Kunstwerk, den Stier. Michelangelo

schafft aus Marmor den Mose, aber Gott schafft durch sein Wort den Mose. Der Mensch ist Poet, dazu berufen, aber Gott ist Schöpfer. Gott schafft durch das Wort und der Mensch, indem er aus diesem Worte Gottes geschaffen ist und aus Erde. Indem er in diesem Worte Gottes lebt und erhalten wird, und indem er Antwort zu geben hat auf dieses Wort, ist er selber schöpferisch. Dieses schöpferische Geheimnis ist dem Menschen als Auftrag gegeben, beruft ihn, bestimmt seinen Beruf, stellt ihn an die Arbeit. In diesem Sinne arbeitet das Tier nicht, in diesem Sinne arbeitet nur der Mensch. In diesem Sinne ist Arbeit im Qualitätsbegriff Humanitas. Die Arbeit stammt aus dem Willen Gottes. Gott arbeitet als Schöpfer und der Mensch arbeitet als Ebenbild. So ist die Arbeit eine Schöpfung Gottes.

Die Herkunft der Arbeit des Menschen stammt aus dem Glanz der Arbeit Gottes. So hat es einmal ein Dichter formuliert.

Der Mensch ist hier Werkzeug Gottes, aber ein Werkzeug in Erkenntnis und ein Werkzeug mit Willen. Er wird dazu berufen. Es besteht der Mensch in seiner Arbeit zwischen Gott und nichtmenschlicher Kreatur. Ein Sonderphänomen. Er ist nicht Schöpfer und nicht Tier, aber er ist schöpferisches Wesen von oben und nach oben hin und von unten und im Ringen mit der Erde. Er hat die Erde zu kneten und zu formen. Arbeit ist hier Beruf, Beruf ist Berufung.

Dahinter steht die ganze Kulturgeschichte des Abendlandes. So ist es zu unserem Berufungsbegriff gekommen, dem typisch christlich-abendländischen Begriff. Dies gab es nicht vor Luther, und das, was Luther vorfand, gab es nicht vor Karl dem Großen, und was dieser vorfand, gab es nicht vor Jesus. Jesus beruft die Jünger in den neuen Dienst. Hier wird zum erstenmal von Beruf gesprochen. Er nimmt sie aus ihrer bisherigen Arbeit heraus und zu einem neuen Dienst.

Der zweite Schritt zu einem Berufungsbegriff liegt im Mittelalter. Da hat man das auf den geistlichen Stand beschränkt. Man hat also das, was die Jünger wurden, zum Stand gemacht und diesen geistlichen Stand rangmäßig ge-

ordnet: Papst, Bischof, Priester, Mönche. Das sind die großen oberen Stufen und darunter die großen unteren Stufen: Der Handwerker, der Bauer usw.

Der dritte Schritt: Luther hat dieses mittelalterliche Berufsbild zerrissen und hat das auf alle Berufe ausgedehnt, nicht nur auf die geistlichen Stände. Er hat also einmal die Rangordnung gestrichen. Zweitens hat er es ausgedehnt über das speziell Geistliche hinaus. Wir haben es nicht mehr mit dem Berufungsbegriff Jesu zu tun, sondern mit dem durch Luther eingeführten. Jeder Mensch, der verantwortlich arbeitet, hat darin seinen Beruf und sollte zu diesem Beruf berufen sein.

So ist unsere Arbeit zugleich ein Abglanz der Schöpfung im Ringen mit Tod und Sterben und seufzend und mit Schmerzen Gebären und zugleich Abglanz der Schöpfung mit Freude, Lobgesang und Feier.

Der Mensch ist ein Geheimnis, aber dieses Geheimnis hat zwei Hüllen. Wo das Schöpferische am tiefsten liegt, wo es am schöpferischsten zugeht, das ist das schöpferische Geheimnis in der Zeugung, Empfängnis und Geburt. Das sind sicher Höhepunkte im Geheimnis des Menschen. Und das schöpferische Geheimnis des Dienens, die genialste Konzeption. Dieser Begriff schließt in sich ein Zeugen, Empfängnis und Geburt. Nietzsche hat das deutlich beschrieben: Er hat es wohl am deutlichsten erlebt.

Aber das Geheimnis des Menschen hat einen Quellpunkt. Dieser Quellpunkt ist Jesus Christus, das Wort Gottes in Menschengestalt. Warum sage ich das? Weil wir es hier mit dem Menschen zu tun haben, der der Menschensohn, das Menschenkind urquellhaft ist. Und von ihm sagt die Heilige Schrift, daß er zur Rechten Gottes sitzt, dieser Adam Mensch zur Rechten Gottes.

Und wenn das der Quellpunkt von dem Geheimnis des Menschen ist, so ist das Schöpfen aus diesem Quellpunkt das Wichtigste, damit der Mensch wieder zur Gemeinschaft mit Gott komme und zur Gemeinschaft untereinander komme, damit wir wieder zum Menschen werden.

Prof. Dr. Jacobs

Jetzt lieferbar!

Herbert Girgensohn

KATECHISMUS-AUSLEGUNG

„Was zum Christsein zu wissen notwendig ist“

248 Seiten, Ganzleinen, DM 12,—

„Die Aufgabe, die Luther bei der Abfassung des Kleinen Katechismus vor sich sah, ist in der Kirche eine bleibende, **niemals endgültig erledigte**. Vor jeder Generation steht sie neu. Es ist die Aufgabe, aus dem Vielen, was die Kirche in Ihrer Verkündigung zu bieten hat, das Wesentliche, das Entscheidende herauszuheben und es in schlichter, verständlicher Sprache darzubieten.

Es ist die Aufgabe, dem Volk das zu sagen, ‚was zur Seligkeit zu wissen notwendig ist‘. In aller Darbietung des Wortes muß um diese Mitte, um dieses Zentrale gerungen werden . . .

Die Meinung ist dabei allerdings die, daß Gesetz, Evangelium und Gebet auch heute die Hauptsachen in unserem Christenstande sind und daß daher die Erschließung dieser Hauptsachen die zentrale Aufgabe der Kirche zu jeder Zeit bleiben wird . . .“

Aus der Einleitung des Verfassers.

Das Buch ist in allen guten Buchhandlungen erhältlich.
Bitte fordern Sie unseren Sonderprospekt an!

LUTHER-VERLAG WITTEN

(Ruhr)



In der Eckart-Kreis-Reihe erschien soeben:

Waldemar Augustiny

DER GLANZ GOTTES

80 Seiten, Ganzleinen, DM 3,50

Venedig — im 18. Jahrhundert — die Stadt des Reichtums und der Künste, die das Leben zum Fest machen wollte, obwohl die Pest ihre Schatten über sie warf. Hier verbrachte der norddeutsche Maler Johan Liss entscheidende Jahre seines Schaffens. In starker, immer mehr sich verdichtender Spannung enthüllt die Handlung ein innerlich zerrissenes und endlich sich großartig zusammenschließendes Leben, das selber vom Glanz des Opfers gekrönt wird.

Bitte, fordern Sie unseren Prospekt an!



ECKART-VERLAG
WITTEN UND BERLIN

Alle Bücherwünsche

erfüllt Ihnen schnell und gewissenhaft die

LUTHER-BUCHHANDLUNG

WITTEN/RUHR

Röhrchenstraße 10



Belletristik · christliche Literatur

Theologie

Schrifttum für die Gemeindearbeit

Als Freundesbrief herausgegeben von der Evangelischen Akademie Rheinland-Westfalen für die Freunde der Evangelischen Akademie Haus Ortlohn (b. Iserlohn) und deren Arbeitskreise. Verantwortlich für die Herausgabe: Studienleiter Landespfarrer W. Becker (Hemer), für die Redaktion: H.-W. Heßler (Bethel/Bielefeld) W. Höcker (Bielefeld) und G. Oehlke (Soest).

Erscheint vierteljährlich, 1,25 DM, im Jahresabonnement 5,—DM.

Bestellungen durch Haus Ortlohn u. Post.

Druck: F.W. Becker (Arnsberg).

L